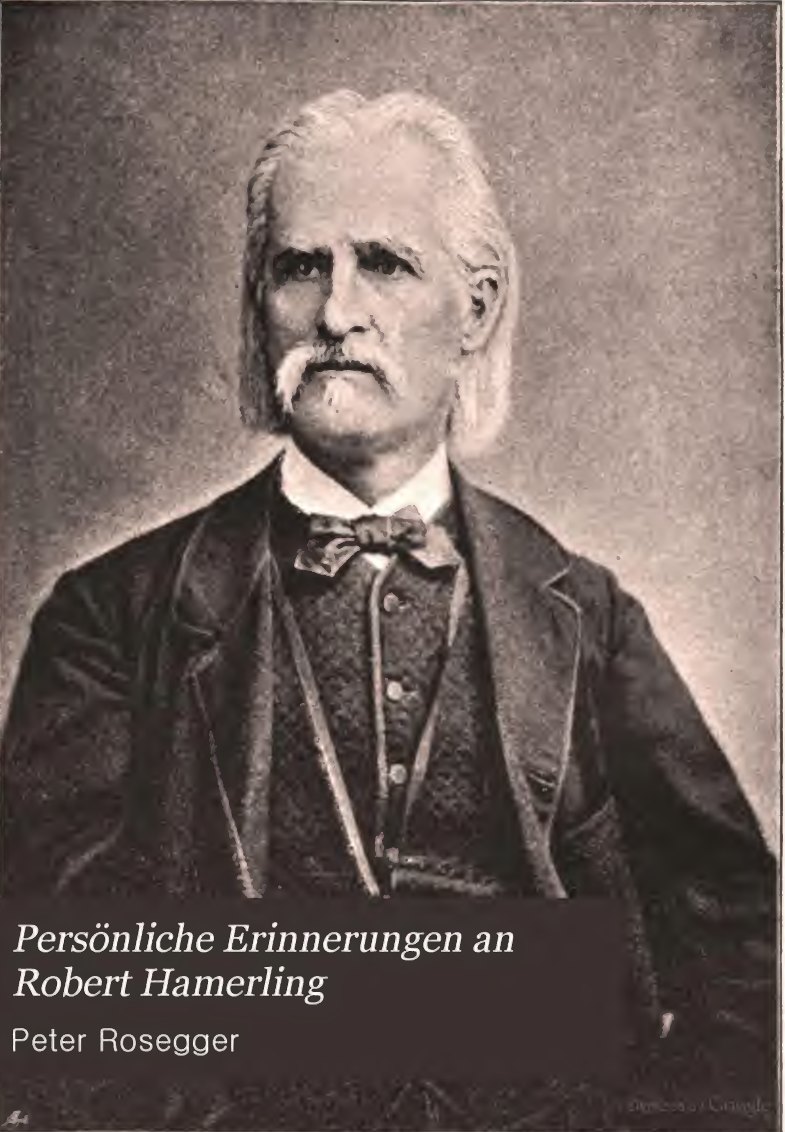
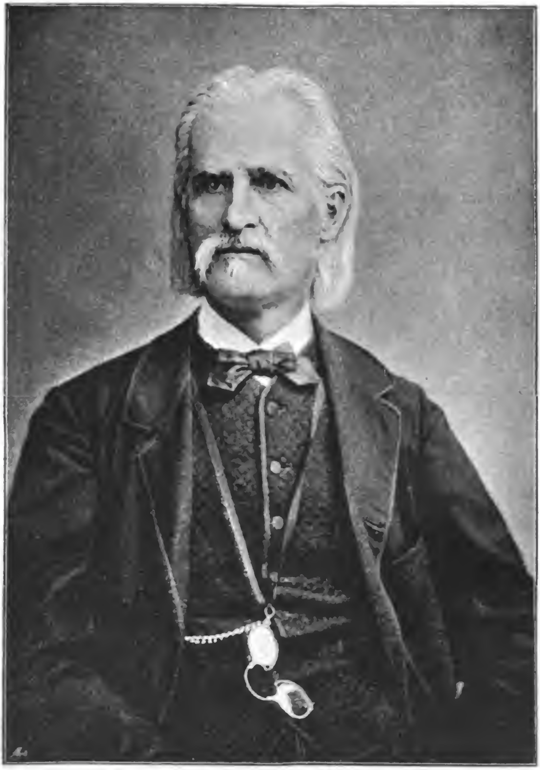


*Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling*

Peter Rosegger



Robert Hamerling in seinen letzten Lebensjahren.

(Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Zintl, Graz.)

# Persönliche Erinnerungen

an

# Robert Hamerling.

Von

P. K. Rosegger.

Groß ist die Zeit und gewaltig, doch wehe, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind: wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen?

Robert Hamerling.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1891.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

# Vorwort.

Nebst der Selbstbiographie unseres Dichters: „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" (Hamburg 1889), sind bisher über denselben folgende Schriften erschienen: „Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit" von K. E. Kleinert (Hamburg 1889); „Robert Hamerling, sein Wesen und Wirken" von Aurelius Polzer (Hamburg 1890); „Aus der Heimat Hamerling's. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel." Von Josef Allram (Wien 1890); „Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich." Von Albert Möser (Berlin 1890). Diesen verdienstlichen Schriften steht gegenwärtiges Büchlein nicht im Wege. Es hat Anderes mitzutheilen, was zum größten Theile bisher nicht ans Licht gebracht wurde, doch aber dem künftigen Biographen Hamerling's willkommen sein muß. Zudem soll die Schrift selbst darthun, daß durch deren

Herausgabe weder der Pietät des Freundes, noch dem Sinne des nun Verewigten entgegen gehandelt wird.

Einem etwaigen Vorwurf, als trete in vorstehenden Erinnerungen der Herausgeber selbst zu sehr in den Vordergrund, ist mit ziemlicher Ruhe entgegen zu sehen. Es hatte sich anders ja nicht machen lassen. Das sind persönliche Erinnerungen und Begegnungen, persönliche Beziehungen und gemeinsame Angelegenheiten gegenseitiger und selbstverständlich solcher Natur, wie sie sich der Oeffentlichkeit nicht entziehen. Hätte der Herausgeber sich selbst im Hintergrunde gehalten, so wäre auch Hamerling nicht in jener persönlichen Unmittelbarkeit hervorgetreten, welche der Leser in diesem Büchlein sucht.

Der Herausgeber hält es überhaupt für keinen Fehler, in die Erinnerungen an seinen großen Freund auch Theile seiner eigenen Erlebnisse und Bekenntnisse zu flechten; falls das mit der nöthigen Unbefangenheit geschieht, kann es nur dazu beitragen, Robert Hamerling's Persönlichkeit klar und groß hervortreten zu lassen. Wenn der Leser, welcher den Meister verehrt, auch dem Jünger einiges Interesse weiht, um so besser.

**Der Verfasser und Herausgeber.**

Graz. Im Eismonat 1891.

Persönliche Erinnerungen

an

# Robert Hamerling.

Von

P. K. Rosegger.

## Einleitung.

Zur Zeit, als sie Robert Hamerling in das Grab senkten und alle Blätter der deutschen Lande dem großen Todten begeisterte und wehmuthsreiche Nachrufe hielten, hat der ihm Nahestehende schweigen müssen. Denn er hat keine Worte gefunden, um dem, was er zu sagen hatte und was zu sagen ihn drängte, auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Es wird auch hier nicht versucht werden, die Trauer über den Verlust dieses herrlichen Menschen, dieses geliebten Freundes, dieses treuen Kameraden Ausdruck zu geben; aber mich mit ihm, wie mit einem Lebendigen, wie mit einem Unsterblichen zu beschäftigen, von ihm zu sprechen und Wahrheit über ihn zu sagen, das ist eine Nothwendigkeit meines Herzens.

In den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" hat der Dichter uns eine Selbstbiographie hinterlassen, wie

so streng wahrheitsgemäß und rührend offenherzig seit Rousseau's „Bekenntnissen" wohl selten eine geschrieben worden sein wird. Nichts Schwereres giebt es für einen Dichter, als sein eigenes Leben rein sachlich und mit Verzichtleistung auf alle Effecte und poetische Zierathen zu beschreiben. Etwas, das selbst Goethe nicht gethan, hat Hamerling vollbracht. Goethe schrieb „Wahrheit und Dichtung", Hamerling blos „Wahrheit". Freilich wollte mancher Kritikus diese Wahrheit eines in stiller Verborgenheit hinfließenden Poetenlebens etwas mager finden; er vergaß eben, daß ein geschichtliches Werk (und ein solches ist eine Lebensgeschichte) andere Zwecke verfolgt als ein poetisches. Erst als der Dichter gestorben war, hat man den Werth der strengen Objectivität und Wahrheitsliebe bis ins Kleinste, die in seinen „Stationen" ist, erkannt. Der Mann, welcher sich so sehr zurückgezogen und abgeschlossen hatte, dessen Leben Manchem räthselhaft erschienen war, der hatte seine Generalbeichte abgelegt vor aller Welt, hatte den Schleier von seiner Seele geworfen — wenige Monate, bevor das Bahrtuch seinen Leib deckte.

Hamerling hat in seinen „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" die Höhen und Tiefen seines Geistes und Herzens freilich nur andeuten, aber nicht erschöpfen können; es war mehr in ihm, als was ein Buch sagen kann oder zu sagen pflegt. Bedeutende Menschen mit

großen Herzenseigenschaften können nur in dem persönlichen Verkehr ganz verstanden und gewürdigt werden.

Hamerling wurde, von halber Ferne aus gesehen, nicht oft als menschlich bedeutend beurtheilt; von weiter Ferne aus gesehen erschien er als großer Dichter, und in der nächsten Nähe als großer Mensch. Je näher man diesem Menschen kam, desto größer ward er. Wie er sein Leben erfüllt, Verirrungen gesühnt, seinen sittlichen Idealen sich nahegerungen hat, es dünkt mich fast beispiellos. Aufjubeln möchte man darüber, daß Solches Einzelnen von uns noch möglich ist.

Dieses Büchlein kann bloß einen kleinen Beitrag zur Biographie und zur Würdigung des so oft mißkannten Mannes bedeuten. Seit einundzwanzig Jahren hatte ich das Glück, mit Robert Hamerling persönlich zu verkehren. In den ersten Jahren war dieser Verkehr kein vertraulicher, ich blickte zu ihm auf wie ein dankbarer Schüler zum großen Meister, mein Gefühl ihm gegenüber war das der Ehrfurcht, ich fühlte mich fast gedrückt in seiner ernsten Nähe und besuchte ihn nicht allzu oft. Allmählich, ohne daß ich es selbst merkte, kam ich ihm näher, der unterweisende Lehrer wurde zum rathenden Genossen und endlich zum vertrauenden Freunde. Ich erschrak bis ins Herz hinein, als er mich in einem Briefe das erstemal „lieber Freund“ nannte. Ich nahm später diese Gunst des Himmels mit Demuth an und suchte nach Kräften

ihrer würdig zu sein. Es liegt mir auch heute nichts ferner, als an dem Glanze dieses Fixsternes mich zu sonnen, als mich mit seiner Freundschaft zu brüsten, denn sie war ja doch ein unverdientes Geschenk.

Ich kenne Robert Hamerling vor Allem daher, wie er sich zu meiner Person, meinen Bestrebungen und meinen Verhältnissen stellte, deswegen wird es in diesen losen Aufzeichnungen unvermeidlich sein, daß auch viel von mir selbst die Rede ist.

Seit etwa fünfzehn Jahren sind wir uns so nahe gestanden, daß ich ihm mein Innerstes anvertraute und daß auch er mich einweihte in die Bewegungen seines Gemüthes. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß von seinen Freunden ihn Keiner besser verstanden hat als ich. Unsere Temperamente waren nicht allzusehr verschieden, unsere Weltanschauung war von Haus aus fast dieselbe, und wenn ich manchmal nicht so dachte und nicht so handelte wie er, so war mir zumeist doch klar, daß ich an seiner Stelle, unter seinen Verhältnissen geradeso wie er gedacht und gehandelt haben würde.

Unsere Naturanlagen waren — abgesehen selbstverständlich von der Verschiedenheit der geistigen Befähigung — einander so ähnlich, daß ich behaupte: Wenn es mir nicht gegönnt gewesen wäre, die Hälfte meines Lebens im Waldlande zu verbringen, wenn ich ver-

urtheilt gewesen, die ganze Jugendzeit in den Städten zu leben, über Büchern zu brüten, ich geradeso unglücklich geworden wäre wie er.

Oft und oft lasse ich an meiner nun einsamen Seele die Erinnerung vorüberwandeln an die Zeiten, da wir beisammen waren. Weil nichts vergessen werden soll, was ein bedeutender Mensch thut und sagt, so bedürfen die folgenden Aufzeichnungen zur Charakteristik seiner Persönlichkeit keiner weiteren Begründung. Als ob er, der wahrheitsstrenge Mann, mir selbst über die Achsel sähe auf das Blatt, so will ich mich befleißen, auf Grund meiner Aufzeichnungen und meines Gedächtnisses Thatsächliches ohne Ausschmückung zu erzählen.

Er hat strenges Tagebuch geführt und ich hoffe, daß meine hier niedergelegten Erinnerungen demselben nicht wesentlich widersprechen.

Wohl muß ich bekennen, daß, was seine Aussprüche betrifft, soferne sie nicht in seinen Briefen an mich stehen, ich manche nicht mehr ganz wörtlich zu geben weiß. Auch die Zeit ist nicht immer genau zu bestimmen; übrigens suche ich chronologisch vorzugehen, sofern nicht hie und da des Ueberblicks wegen eine Ausnahme geboten ist. Die Gegenstände selbst, von denen ich spreche, sind mir so klar im Gedächtniß, als ob ich sie gestern geschaut, gehört hätte. Manches seiner Worte machte auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich mich tagelang mit ihm

beschäftigte. Manche seiner Aeußerungen schrieb ich sogleich auf, manche einige Zeit später, manche leider gar nicht. Hätte ich immer regelmäßiges Tagebuch geführt, ich würde heute ein bedeutendes Werk aufzuweisen haben; so muß ich warten, bis mir dies und das nach und nach wieder in Erinnerung kommt, daher sind meine Aufzeichnungen sprunghaft, lückenhaft, aber in tieferem Sinne unrichtig gewiß nicht.

Briefe oder Theile von Briefen Hamerling's an mich, welche ich zu seiner Charakteristik wähle, kommen mit Einverständniß seiner Erben hier zum Abdruck. Meine Aufzeichnungen unterbreitete ich vor ihrer Drucklegung der vertrauten Freundin des Dichters, Frau Gstirner, in besonderem Falle auch seiner alten Mutter, falls doch irgend welche Irrthümlichkeiten, vor denen das menschliche Gedächtniß nicht sicher ist, zu berichtigen wären. Auf jeden Fall suche ich mit der größten Gewissenhaftigkeit ein wahres Bild von dem merkwürdigen Manne zu geben.

## Erste Begegnung.
## Seine Art zu tadeln. Wohlwollen gegen Anfänger. Frechheit junger Dichterlinge.

Hamerling's Bekanntschaft machte ich im Winter 1868. Es geschah, wie es eben geschieht. Ein junger Mensch, der ein schwärmerisches Poetenherz hat, aber noch nichts weiß und nichts kann und doch zur Höhe will, hört von dem berühmten Dichter. Er hat noch nichts von ihm gelesen; aber neugierig, wie so ein großer Mann aussieht, was er spricht, auch beabsichtigend, ihm einige selbstverfaßte Gedichte zu versetzen, über dieselben sein Urtheil zu hören und vielleicht gar mit ihm in nähere vortheilhafte Bekanntschaft zu treten, besucht der junge Mensch den Dichter. Natürlich fragte ich vorher schriftlich an, ob und wann ich vorsprechen dürfe. Er antwortete mir postwendend, daß er zwar in seiner Zeit gerade etwas beschränkt sei, daß er mich aber Abends $5^1/_2$ bis $6^1/_2$ Uhr mit wahrem Vergnügen bei sich sehen wolle. Für den Fall mir diese Zeit sehr unbequem,

nannte er auch noch eine andere Stunde. Also trat ich eines Abends ins Haus Numero 6 der Realschulgasse zu Graz. Er wohnte im 3. Stock, hofseitig. Ich wurde vorgelassen und in des Dichters Zimmer geführt. Da war es so dunkel, daß ich die Züge des mittelgroßen hageren Mannes nur verschwommen sah, als er von seinem Schreibtische aufstand und auf mich zuging. Auch frostig kam mir der Raum vor. Ich mußte mich auf ein blumiges Sopha setzen, er setzte sich mir gegenüber und nun schien es, als wüßte Keiner von uns, wie man ein Gespräch beginnt. Mein Name war ihm nicht mehr ganz fremd, er hatte ihn mehrmals in der Zeitung gelesen unter mundartlichen Gedichtchen. Natürlich gestand ich, daß ich mehr solche Sachen zu Hause hätte — und ob ich sie einmal bringen dürfe? Mit seiner Erlaubniß brachte ich schon an einem der nächsten Tage einen Stoß von Gedichten, Erzählungen und meiner — Selbstbiographie. Trotz des tiefen Ernstes, der stets auf seinen Zügen lag, mußte er wohl doch ein wenig lächeln darüber, wie der ganz und gar unflügge Bursche von fünfundzwanzig Jahren sein eigenes „Leben und Thaten" beschreibt. Er versprach die Sachen durchzusehen, ich möchte nach einiger Zeit wieder kommen, sie abzuholen.

Im Ganzen war bei diesen ersten Begegnungen sein Betragen gegen mich so ernst, kühl und gemessen gewesen, daß mir der Muth verging und ich vor hatte,

nach Abholung meiner Schriften ihn nicht mehr zu besuchen. Denn daß meine „Werke“ ihn wärmer für mich stimmen würden, dafür war keine große Hoffnung vorhanden. Mittlerweile las ich den „Ahasver in Rom“, und als ich ihn gelesen hatte, war der Rest des Muthes dahin, der Dichter kam mir dämonisch vor. Allein meine theuren Schriften konnte ich doch nicht im Stiche lassen. Aus diesem Zwiespalt befreite mich folgendes Brieflein:

„Lieber Freund Rosegger!

Aus dem Umstande, daß ich Ihre vier Bände in diesen Tagen völlig durchgelesen, ersehen Sie schon, daß mich die Lectüre interessirt hat. Nun kommen Sie, sobald es Ihre Zeit erlaubt, und hören Sie, was ich Ihnen im Einzelnen darüber zu sagen habe.

Ihr

Hamerling.

Graz, 16. Feber 1868.“

Natürlich war ich schon an demselben Tage bei ihm. Ich hatte gehört, daß er längere Besuche nicht liebe, allein diesmal ward nichts aus dem baldigen Fortgehen, er besprach meine literarischen Versuche eingehend, große Theile tadelte, ja verurtheilte er, jedoch in einer Form, die nicht wehe that. Er wußte in seinen Tadel so viel Wohlwollen und Güte hineinzulegen, daß solcher fast

herzlicher klang als Anerkennung und Lob. Mehrere Gedichte waren es, von denen er sagte, daß er beim Lesen seine wahre Freude daran gehabt habe, vor Allem die mundartlichen Gedichte wären darnach, daß er mit aller Entschiedenheit und geradezu unwiderruflich (selbst wenn ich noch so viel Verfehltes geschrieben hätte und schreiben würde) behaupten könne, ich sei ein Dichter. Was die Lebensbeschreibung betreffe, so pflegten die meisten großen Dichter eine solche nicht zu Anfang, sondern gegen Ende ihres Lebens hin zu verfassen; ich hätte noch ganz bequem Zeit, zuerst etwas zu erleben und dann erst es zu beschreiben. Das, was ich bereits im Waldlande erlebt, sei zwar nicht unwesentlich, allein es wundere ihn, daß ich im Stile jene schlichte Einfachheit verschmäht hätte, die dazu gehöre; die Sache sei doch gar zu schwunghaft ausgefallen.

Ich merkte die Ironie augenblicklich, aber mir that es doch wohl, daß er die Worte „Phrase" und „Schwulst" vermieden hatte. Er sprach nicht wie ein literarischer Schulmeister, er sprach wie ein Dichter, der es wohl weiß, wie empfindsam ein Poetenherz zu sein pflegt und daß rücksichtsloser Tadel um so weher thut, je begründeter er ist. Unzähligemale habe ich es später erfahren, wie strenge er in seinem Urtheile und wie milde und rücksichtsvoll er in der Form des Tadels war. Das sah allemal fast wie ein Lob aus, aber es war, scheinbar

ganz nebensächlich, irgend ein Wörtchen dabei, welches man leicht verstand, wenn man es verstehen wollte, welches saß und über welches man zu grübeln hatte. Bei eitlen Menschen ist eine solche Art zu tadeln vielleicht nicht immer angezeigt, diese merken nur das Süße und nicht das Bittere, und thatsächlich habe ich viele Dichter und Dichterlinge beiderlei Geschlechtes gesehen, welche eine völlige Verurtheilung ihrer Erzeugnisse von Seite Hamerling's für eitel Lob gehalten haben und mit diesem Lobe hausiren gegangen sind.

Einmal sagte er über ein Gedicht von mir, das sehr unklar und verworren war und unter allerlei gesuchten Zierathen doch nur einen sehr gewöhnlichen Gedanken aussprach: „Das Gedicht würde ich in dieser Form vielleicht nicht veröffentlichen, es ist zu fürchten, daß es in der Menge nicht das richtige Verständniß finden dürfte, und das umsoweniger, als der Gedanke schon wiederholt und manchmal noch klarer und knapper behandelt worden ist.“ — Das heißt so viel als: Sie haben hier einen alten Gedanken, der von Dichtern meisterhaft behandelt worden, in stümperhafter Weise ungenügend ausgesprochen, also weg damit! — Wie hätte das geschmerzt! Wozu so starke Pillen, wenn leichte dieselbe Wirkung thun!

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er gegen Anfänger und Dilettanten zu nachsichtig war, daß er

Manchen literarisch empfohlen und eingeführt hat, der nichts bedeutete und nachher enttäuschend und enttäuscht wieder verschwunden ist. Sein Wohlwollen in dieser Richtung ging sicher zu weit. Er wurde mit Manuscripten dichtender Stümper und stümpernder Dichterinnen überhäuft, er las die Sachen stets gewissenhaft durch, studirte und corrigirte Manches mit allem Fleiß und schrieb lange Briefe an die Einsender. Was hätte er noch aus Eigenem leisten können in der Zeit, die er mit so unfruchtbarem Geschäfte vergeudet hat! Wiederholt habe ich ihm bemerkt, daß ich diesen Edelmuth nur schwer begreife, daß ich — den er selbst also gehoben — leider nicht die Gabe hätte, so gut zu sein. Er lächelte und sagte seufzend: „Was soll man machen? Wenn die Packete einmal im Hause sind, müssen sie doch durchgesehen werden. Es ist kein Manuscript so gut, als daß man nicht noch etwas Besseres hineincorrigiren, und es ist keines so schlecht, als daß man nicht etwas daraus lernen könnte.“

Nun, ich bin ja auch der Meinung, daß man den jungen strebsamen Geist zuerst einmal hinaufheben solle; ob er sich oben dann behauptet oder nicht, das ist seine Sache, und wie ihm etwa der Fall ins Nichts zurück bekommt, das ist auch seine Sache. Allein wie viele Mühe, fruchtlose Arbeit, wie viele aufdringliche freche Elemente, wie viele Enttäuschungen, Unannehmlichkeiten

und Undank! — Hamerling wußte davon zu erzählen. Da liegt vor mir ein Brief aus späterer Zeit (1887), in welchem er mir dankt, für „liebe, sanfte Zeilen, die wie Oel wohlthuend gewirkt auf sein Gemüth, das eben wieder einmal ziemlich rauhe Stöße auszuhalten gehabt", und in welchem Briefe er klagt, wie ihm von literarischen Dilettanten mitgespielt werde. Er war damals schon schwer krank und hatte nur wenige Stunden, in welchen sein Leiden ihm erlaubte, zu arbeiten. Da kamen sie und machten ihm Vorwürfe, daß er ihre Manuscripte, Romane, Gedichte, Dramen nicht eingehend lesen wolle, daß er ungnädig sei. Einer habe — wie er geschrieben — vor Weib und Kind Thränen vergossen über Hamerling's Undank, weil es diesem unmöglich gewesen, für einen antisemitischen Volkskalender einen Beitrag zu liefern. — „Ach Gott," fährt Hamerling's Brief fort, „was sind wir heutigen Menschen doch für ein nervöses, aufgeregtes, bissiges Geschlecht! Sähe man nicht manchmal an Anderen, wie häßlich diese Gereiztheit ist, man wüßte gar nicht, wie sehr es sich empfiehlt, auch die begründete nach Kräften zu zügeln. — Vor ein paar Monaten schickte mir ein junger Mensch aus einem böhmischen Städtchen ein kurzes Gedicht und bat demüthig um ein Urtheil über sein Talent. Ich antwortete ihm kurz, daß ich aus diesem Gedichte noch keinen Schluß auf sein Talent zu machen wage. Darauf kam von seiner Seite

ein vier Quartseiten langer Brief voll Flegeleien, der begann: »Also in meinem Gedicht wäre kein Talent zu finden und ich wäre kein Dichter! Haha! Und ich Thor glaubte seit Jahren Talent zu besitzen und ein Dichter zu sein — ein besserer als mancher Andere, ein besserer sogar, verzeihen Sie, als Sie.« — Buchstäblich wahr! — Ich danke Gott herzlich, daß ich nun in der Lage bin, mit Berufung auf diesen Flegel jede derartige Begutachtung fortan kurzweg abzulehnen."

Er hat's zwar nicht immer gethan, hat selbst in seiner Todeskrankheit die unbarmherzigen literarischen Beläſtigungen und Zumuthungen geduldig über sich ergehen lassen und unter schwersten Sorgen, ob er wohl sein großes philosophisches Werk noch werde vollenden können, hat er manche Zeit noch den Schreibereien eitler Dichterlinge gewidmet.

Ob ich das Recht habe, diese seine allzugroße Hingabe und Opferwilligkeit für zweifelhafte Erfolge zu bedauern? Hat er nicht auch meine unreifen Schriften also gelesen; hat er nicht auch mich in die Literatur eingeführt? Wenn er auch in einem Briefe vom 14. Juli 1869 in seiner Bescheidenheit schreibt, ich hätte meine Erfolge nur mir selbst zu verdanken, und er allen Dank ablehnt — so muß ich dem gegenüber doch sagen, daß trotz anderer thatkräftiger Freunde meine Laufbahn mir schwerer geworden wäre, wenn Hamerling mich damals

nicht öffentlich seinen jüngeren Sangesbruder genannt und nicht Achtung für mich begehrt hätte. Aber das muß ich auch sagen, daß ich ihm nie zudringlich, nie dreist unbescheiden, nie mit meinen Wünschen lästig gewesen bin. Im ersten Jahre besuchte ich ihn zwei- oder dreimal, und auch da nur auf seine schriftlichen Einladungen. Trotz der Milde seines Wesens fühlte ich mich, wie schon gesagt, doch gedrückt, wenn ich so vor ihm saß. Es war ein großer Ernst, eine beständig dämmernde Wehmuth um ihn, obzwar auch wieder nicht selten ein schalkhaftes Wort von seinen Lippen kam. Seine Größe verdeckte er mit fast ängstlicher Sorgfalt. Im Jahre 1869 rieth er mir, eine Sammlung von Dialektgedichten, die er gemustert, herauszugeben, sagte mir für dieselbe den Titel „Zither und Hackbrett“ und gewann dafür in Graz einen Verleger. Wie er zu dem Büchlein ein Vorwort schrieb, wie er in mehreren Blättern meine ersten Werke besprach und ihnen Freunde gewann, das ist bekannt. Wenige Wochen nach Erscheinen meines „Zither und Hackbrett“ schrieb er mir, daß Graf Auersperg (Anastasius Grün) sich bei ihm nach meiner Adresse erkundigt habe, weil er mich besuchen wolle. So hat Hamerling mir auch die Bekanntschaft und Freundschaft des Dichters der „Spaziergänge“ und des „Schutt“ vermittelt.

## „Der Poet soll nicht allzu gemein werden mit den Philistern."

Unendlich mehr noch, denn als literarischer Förderer, hat Hamerling mir als Mensch gethan.

Lebhaft in Erinnerung ist mir ein gemeinsamer Spaziergang im Frühjahre 1870 oder 1871. Es war ein sehr warmer Nachmittag, wir gingen in Graz durch den jungen Stadtpark und entlang die Elisabethstraße gegen St. Leonhard. Viele uns Begegnende, uns nicht bekannte Personen grüßten, aber wie verschieden! Mich heiter, vertraulich, fast brüderlich, ihn ernst, ehrerbietig. Hamerling ging schweigend neben mir her. Am Hilmteiche angelangt, setzten wir uns auf eine schattige Bank und blickten in den Wasserspiegel.

Plötzlich sagte Hamerling zu mir: „Haben Sie sich unterwegs nichts Besonderes gedacht?"

„Wüßte es nicht.“

„Wenn ich,“ fuhr er mit freigehobenem Kopf und munter leuchtendem Auge fort, „wenn ich mich in Ihre Jugend versetze, so denke ich, müßten Sie mich ein bißchen um die ehrerbietigen Grüße beneidet haben. Thatsache aber ist, daß man Sie um die warmen Grüße beneiden könnte, womit Ihnen begegnet wird. Die Achtung, die man mir zollt, bedeutet doch nur den Achtungserfolg, den ich errungen, während Sie bereits der Liebling der Leute geworden sind. Ich beglückwünsche Sie von Herzen, sehe ich doch, daß Sie klug genug sind, sich nicht bethören zu lassen. Nur auf Eines will ich, wenn Sie es mir gestatten, aufmerksam machen. Ihre heutigen Erfolge stammen nicht von dem, was wirklich an Ihnen Dichter ist, sondern vielmehr von dem Localton, den Sie so glücklich treffen, von alltäglichen Volksthümlichkeiten, die Sie mit der den Leuten mundgerechten Schalkheit behandeln. Heute sind Sie Volksdichter in landläufigem Sinne, den ich auch nicht unterschätzen möchte; eines Tages sollen Sie Volksdichter in edlem Sinne sein. Sie mögen in Localton oder in Hochdeutsch dichten, Schwänke schreiben, Gelegenheitsverse machen, Dorfgeschichten erzählen, Romane verfassen, immer werden Sie einen sittlichen Grundgedanken haben, immer auf ein Großes, Ewiges hinweisen und hinter heiterem Lachen sich den ernsten Blick bewahren. Vielleicht wird man Sie dann einmal nicht

so brüderlich grüßen auf der Gasse wie heute, vielleicht gar nicht. Denken Sie daran, daß der Poet nicht allzu gemein werden darf mit den Philistern. Die Philister haben allerhand Schmerzen, für welche sie Verse haben möchten, ihr Trinken und Tanzen und Keulen und Balgen wollen sie besungen wissen, und weiß Gott, für jede Todsünde möchten sie ihr Schnaderhüpfel haben. — Wenn der Dichter nicht nach dem wahren Menschenthume weist, wer soll es denn sonst thun? Wir sind der Compaß, welcher in der Welt den Magnet des Göttlichen spürt und stets nach dem ewig Guten und Schönen zeigt. Also kenne ich Sie schon heute, mögen Sie sich nur darauf einrichten, auch einmal recht kühl gegrüßt zu werden."

So ähnlich sprach er damals, ich dachte seither oft an diese Worte, sie kamen meiner eigenen Empfindung ganz entgegen. Wenn ich thatsächlich manchmal ihren Todsünden ein Schnaderhüpfel sang, die letzte Wendung ging fast allemal über den Spaß, und das Lachen blieb ihnen in der Kehle stecken — denn vor ihren Augen stand plötzlich der große Gott oder der Teufel. —

## Unverstanden. Mißachtung großer Männer.

Ist es zu glauben, daß der große Idealist, welcher so unzugänglich, so ablehnend schien, eine heiße Sehnsucht nach Menschen, nach Freundschaft in sich trug?

Es ist aber so. Wohl Hunderte von Menschen waren, die an ihn herankamen, die sich um seine Freundschaft beworben hatten und denen er auch aufrichtig zugethan war. Die Wenigsten aber haben ihn verstanden. Sie bemaßen ihn, den außerordentlichen Mann, nach sich selbst, nach allgemeinen Anschauungen — ja, das konnte freilich nicht stimmen. Er war ihnen unbegreiflich, so mißkannten sie seine Vorzüge, so tadelten sie seine Eigenheiten, so vergrößerten sie seine Schwächen. Unter solchen Leuten mußte er sich freilich einsamer fühlen als in der Einsamkeit seiner stillen Wände und in der Geistergesellschaft seiner Bücher.

2*

Ich habe Keinen gekannt, der mit größerer Rücksicht und Wohlgesinnung über Andere sprach, als ihn, und ich habe Keinen gekannt, der von Anderen mit größerer Lieblosigkeit beurtheilt worden wäre. Die verbreitete Meinung über seinen Charakter und über sein Leben war absolut falsch. Selbst die Stadt, in der er lebte, hatte keine Ahnung von seinen thatsächlichen Eigenschaften und Verhältnissen und verschloß sich hartnäckig einer besseren Ueberzeugung. Hätte seine Krankheit, die seit dreißig Jahren in ihm war, gestattet, in Gesellschaften zu gehen, der Welt sich zu zeigen und mit ihr auch äußere Gemeinsamkeit zu pflegen, es wäre ihm vielleicht nicht schwer geworden, den Leuten eine andere Anschauung über ihn beizubringen. Da ihm das nicht möglich war, so mußte er eben alle Art von Tratsch und Scheelsucht über sich ergehen lassen. Seine wahren Freunde werden sich wohl gehütet haben, ihm die Meinungen der Leute zu hinterbringen; aber manchmal erfuhr er doch davon oder ahnte sie, und daß er darunter schmerzlich litt, das hat er nicht bloß seinen wenigen Vertrauten bekannt, das ist auch in vielen seiner Gedichte und Schriften zu spüren. Im Großen hat er sein Herz zu bewahren gewußt vor Verbitterung und Geringschätzung der Menschen — und wenn nicht: Wunder wäre es keines gewesen. Am seltsamsten hat sich der Hoch—sinn ausgenommen, mit welchem manche Zunft-

gelehrte auf den armen Dichter ohne wirkliche Professoren- oder Doctorenwürde herabgeschaut haben. In seinen Dichtungen wird die Wissenschaft zwar hoch gehalten, aber nicht als das Allerhöchste im Himmel und auf Erden. Das hat die Herren verdrossen. Als wir ihn zu Grabe trugen, waren wohl ein paar Professoren in Vertretung eines literarischen Vereines anwesend, allein die Grazer Universität als solche war nicht vertreten bei dem Leichenbegängnisse des in derselben Stadt verstorbenen größten deutschen Dichters der Gegenwart. — Das nageln wir aufs schwarze Brett.

Hamerling hat eines Tages geschrieben, daß das deutsche Volk vor Allem geneigt ist, sich seiner großen Männer zu schämen, dieselben zu verhöhnen und zu verfolgen. Nun wäre es aber doch interessant, den Grund dieser Erscheinung zu erforschen. Vielleicht, weil der Deutsche zu viel Eitelkeit besitzt, weil er es nicht ertragen kann, wenn ein Größerer neben ihm steht. Und selbst wenn der Größere noch so harmlos und schlicht seinen Weg wandelt, dem Kleinen ist er unbequem, lästig, dieser sucht ihn zu verkleinern, damit seine eigene Kleinheit nicht auffalle oder damit sie entschuldigt werde. In allen deutschen Landen und Städten kann man es finden, daß die etwa vorkommenden bedeutenden Geister einsam stehen, daß man sie für Sonderlinge hält, sich über ihr Wesen lustig macht und sie herabzuziehen sucht. Wenn

dann so ein Spießbürger einmal in die Fremde kommt, hört er mit Staunen, was in seiner Vaterstadt für ein großer, berühmter Mann lebt; auf der Stelle schlägt er um, giebt sich für den besten Bekannten und Freund des großen Mannes aus und sonnt sich selbstgefällig an dem Ruhme, den er daheim stets zu schmälern gesucht. — Es sind drollige Kumpane, diese Alltagsmenschen.

## Ablehnung von Gefälligkeiten und Rathschlägen. Schutz vor Bosheit. Vereinsamung.

Für seine intimsten Freunde ist es stets schmerzlich gewesen, daß Hamerling ihnen jede Gelegenheit benahm, ihm Gutes zu thun. Er nahm nicht einmal einen Rath an, geschweige eine Wohlthat. Für jede kleine Aufmerksamkeit, die ihm Freundschaft und Liebe zu bringen wagte, fühlte er sich als Schuldner. Außer mit Büchern und Zeitschriften, die er manchmal von mir entlehnte, weiß ich nichts, womit ich ihm gefällig sein durfte. Und bemerkenswerth ist es, mit welcher Sorgfalt er die entlehnten Bücher bewahrte, mit welcher Gewissenhaftigkeit er sie zurückstellte. Jedes auch noch so gewöhnlich ausgestattete Buch, das er ausgeliehen, versah er sorgfältigst mit einem papierenen Umschlag, auf den er den Namen des Eigenthümers schrieb und der erst weggenommen wurde, wenn er das Buch zurückgab.

Meine Liebe konnte ich ihm eigentlich nur in negativer Art beweisen. Da er Gutes sich nicht thun ließ, so war ich um so sorgfältiger auf der Hut, daß ihm nichts Böses geschehe. Ich suchte, wo Gelegenheit war in der Gesellschaft, seinen reinen Charakter, sein treues Herz, sein Wohlwollen für die Welt, Eigenschaften, die freilich auch in seinen Werken klar documentirt sind, ins rechte Licht zu stellen. Von den Zeitungsbesprechungen seiner Werke, die ich ihm während seiner schweren Krankheit zumittelte, waren es natürlich nur die wohlgemeinten; die boshaften Recensionen wurden unterschlagen, und kann ich es manchem seiner Gegner zu Trutz sagen, daß der giftige Pfeil, der nach ihm abgeschossen worden, von mir niederträchtigerweise nach anderen Zielen hin dirigirt worden ist, ohne daß der Bedrohte etwas davon erfahren hat. Jahre hindurch hatte ich mich bemüht, ihn in Behandlung seiner Krankheit zu beeinflussen, als ich aber endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß man ihn damit beunruhige, ohne im Geringsten nützen zu können, gab ich die Rathschläge auf.

Eine Abneigung gegen Aerzte im Allgemeinen war nicht vorhanden; fehlte seiner Mutter, mit der er beisammen wohnte, etwas, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als einen Arzt rufen zu lassen. „Aber m i r," sagte er, „mir können sie nicht helfen. Ich habe so viel Medicin studirt, daß ich meine Krankheit kenne und weiß, welche Mittel zur Linderung

anzuwenden sind. Diese Mittel liegen in einer strengen Diät, und die wende ich an. Ueberlassen wir Weiteres dem Himmel."

So lange sein Zustand es erlaubte, pflegte er's vorzuziehen, seine Bekannten zu besuchen, als von ihnen besucht zu werden.

Oefter als einmal geschah es, daß er in meiner Wohnung saß und den lustig spielenden Kindern zuschaute. In seinem Auge war Vergnügen und — wie mich dünkt — auch Wehmuth. Weib und Kind zu haben! Wie sehnte er sich darnach, aber sein Herz war nicht dazu geschaffen. In seinen jüngeren Jahren täuschten ihn äußere, wie es schien für seine Ehe ungünstige Verhältnisse, er wäre freilich mit denselben geradesogut fertig geworden, wie jeder Andere fertig werden muß. Ich glaube, daß der Idealist allzuhohe Anforderungen stellte an das Weib und daß, weil er auf seiner Suche immer wieder Enttäuschungen erlebte oder zu erleben glaubte, ihm endlich der Muth gebrach, es zu wagen. Also alterte er, begann immer mehr zu kränkeln, fühlte sich immer einsamer, und dann griff manchmal ein gewisser Mißmuth Besitz von seinem goldenen Gemüthe, ein Unmuth, der sich bisweilen sogar auf seine Umgebung erstreckte und unter welchem er selbst am meisten litt.

Tröſten, beruhigen ließ er sich nicht, ja er wurde nur aufgeregt, wenn man es versuchte, und er behauptete

dann, man hätte kein Verständniß für sein Leid. Aber unzähligemale bat er mich dann um Geduld und Nachsicht mit seinem Gemüthszustande, und am Neujahrstage 1889 sagte er das folgende, mich erschütternde Wort: „Ja, mein Lieber! Ihr größtes Kreuz, das auch ins neue Jahr herüberragt, ist Ihr kranker Freund. Nur Geduld, vielleicht können Sie in diesem Jahre das Kreuz ablasten auf einem Grabhügel.“

## Sommerbriefe. Goldene Hochzeit der Eltern.

Ich fahre fort, einige lose aneinandergereihte Züge aus dem Leben Robert Hamerling's zu erzählen; es sind zumeist Briefe und Aussprüche, die ich verbürgen kann, weil sie persönlich an mich gingen. Ich wähle natürlich nur solche, welche die Discretion nicht versiegelt hat und welche seinen Charakter, sein Seelenleben beleuchten.

Unser Verhältniß gewann — wie schon angedeutet — erst in den vorgeschrittenen Jahren an Gehalt. Hier einige Züge aus früherer Zeit; sie seien begonnen mit einem einfachen Schreiben aus dem Jahre 1872, welches folgendermaßen lautet:

„Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich im Sommer regelmäßig um zwei Drittel weniger Briefe erhalte als im Winter. Es scheint, daß der Sommer eine Zeit der göttlichen Faulheit ist, wo sich Jeder

behaglich unter grünen Bäumen reckt und streckt, und dabei so egoistisch wird, daß er von jenem Behagen seinem Mitmenschen nicht einmal etwas kund und zu wissen thut. Diese statistische Bemerkung hatte ich eben einem Bekannten gegenüber gemacht, als mir der Postbote Ihren Krieglacher Brief, viellieber Rosegger, überreichte. Und welch ein Brief! Schier vier Seiten lang und wie herzig! Im Sommer geschrieben, zur Zeit der göttlichen Faulheit und des egoistischen Sich-gütlichthuns! Gott segne Ihnen so noch weiter die obersteirisch-ländliche Einsamkeit und würze sie Ihnen ab und zu mit etwas Langeweile, damit Sie öfter genöthigt werden, sich Ihrer besten Freunde zu erinnern. Im Uebrigen fahren Sie nur fort in dem süßen Nichtsthun, das Sie mir so verführerisch schildern. Machen Sie sich gar keinen Scrupel daraus. Mir kommen oft die Verse Hermann's von Gilm in den Sinn:

»Wie kam doch nur unter die Sünden
Der göttliche Müßiggang?«

Ja, ja, »göttlich« — es ist schon das rechte Wort.

So recht mit Beruf Müßiggehen können eigentlich nur die Götter. Wir Erdenkinder bleiben in dieser Kunst doch immer nur Stümper. Indessen — thun wir, so viel wir können!

Wenn wir nicht arbeiten, wir Poeten, so arbeitet es in uns, wird gar lebendig, bekommt Hände und

Füße, und eh' wir's denken, muß die Hebamme geholt werden in Gestalt eines braven Buchverlegers. Wer also kann unsern Müßiggang von Arbeit unterscheiden? Ich für meinen Theil wüßte es Ihnen wahrlich nicht zu sagen, ob ich gegenwärtig müßig gehe, oder ob ich an meinem philosophischen Werk, oder an meinem Roman „Aspasia“ arbeite.

Indem ich hoffe, daß Sie zur Ehre der Krieglacher Localpost dies Schreiben sammt Einlage richtig erhalten, verbleibe ich, mich Ihrer ferneren freundlichen Erinnerung empfehlend,

Ihr

herzlich ergebener
Hamerling.

Graz, 15. Juni 1872.“

Als ich im Jahre 1872 aus meiner italienischen Reise von den Ruinen des Neronischen Palastes ihm ein Steinchen mitgebracht hatte, schrieb er das launige Briefchen, welches beweist, daß man ihm mit kleinen Dingen größeren Spaß machen konnte, als mit Sachen, die er für kostspielig hielt:

„Herzlichen Dank, werther Freund, vorläufig auf diesem Wege, für Ihre schönen römischen Geschenke. Ist kein Stückchen Gold, daß Sie mir hätten bringen können, von Nero's „goldenem Hause“ mehr übrig? —

Nun, auch Pflanzen und Gestein vom palatinischen Trümmerhügel werden mir zeitlebens lieb und werth sein, und zwar doppelt, weil sie mir mein lieber wackerer Rosegger aus der Weltstadt mitgebracht.

Ihr

dankbarer

Hamerling.

Graz, 29. Sept. 1872."

Trotz dieses herzlichen Entgegenkommens von seiner Seite glaubte ich immer noch einer meiner Stellung und Bedeutung angemessenen Bescheidenheit mich befleißen zu sollen. Ich kam nur, wenn er mich rief, und in der Anrede nannte ich ihn Professor. Hierauf schrieb er mir am 18. September 1874, gelegentlich einer vergleichenden Erwähnung seiner geplanten „Aspasia" und meines „Waldschulmeisters":

„Nun eine Bitte noch: Ueberschreiben Sie Ihre Briefe nicht mehr mit »Herr Professor!« Ich bin Ihr Freund, glaube ich, und wenn Sie mir diesen meinen gehörigen Titel nicht geben, so sieht es aus, als ob Sie meine Freundschaft verschmähten."

Nun folgt noch ein Satz, der so innig ist, daß ich ihn für mich allein behalten will.

Im October desselben Jahres nahm er Anlaß, mir den folgenden Brief zu schreiben:

„Hochgeehrter Freund!

Am 9. kommenden Monats feiern meine Eltern, wie ich Ihnen schon gesagt, ihre goldene Hochzeit. Ein kleines Familienfest wird, wie ich hoffe, meine hiesigen Freunde und Dichtercollegen für ein paar Stunden vereinigen. Ich rechne vor Allem auf Sie — und damit Sie sehen, daß dies »vor Allem« keine leere Phrase, beeile ich mich Ihnen anzukündigen, daß Sie und kein Anderer zum goldenen Brautführer designirt sind; wir hoffen, daß Sie uns die Freude machen und die angebotene Würde nicht ausschlagen. Pichler, Marx, Leitner, vielleicht auch ein paar auswärtige Freunde werden dabei erscheinen — 25 bis 30 Personen etwa — die Verheirateten natürlich mit ihren Frauen; diese Einladung erstreckt sich also auch auf Ihre Frau Gemahlin, und zwar in dringendster und feierlichster Form. Nach einer Mittags in der Stadtpfarrkirche gelesenen Messe fahren wir in den »Erzherzog Johann«, und dort sind Sie für selben Mittag meine Gäste.

Nachdem wir gestern wieder die Stadtwohnung bezogen, wollte ich heute mich persönlich zu Ihnen verfügen, um die Einladung rechtskräftig zu machen. Aber mein Befinden ist für den Augenblick ein schlechtes, und so entschloß ich mich lieber zu schreiben, als die Sache länger hinauszuschieben. Ich zähle ganz be-

stimmt auf Sie und Ihre Frau Gemahlin; Sie würden mich und meine Eltern wirklich kränken, wenn Sie, sei es nun mit oder ohne Grund, sich uns für jene festliche Stunde versagten.

Ihr

herzlich ergebener
Hamerling.

Graz, 11. Oct. 1874."

Bei der goldenen Hochzeit ist es recht heiter hergegangen, er allein blieb ernst. Die anwesenden Poeten besangen ihn und sein Elternpaar, ihm sah man es wohl an, wie peinlich es ihm war, der Mittelpunkt des Festes und der Gegenstand von Huldigungen zu sein. Bei jener Gelegenheit that er, anspielend auf die Huldigungsgedichte im engen Festkreise und auf das Gebaren der Presse, die Bemerkung: „Ja, ja, so geht es. Unter vier Augen werde ich gelobt, vor tausend Ohren werde ich gelästert."

## Launiges. Recensentendeutelung. Dichterhäuser. Der „Ganz-Heruntergerissene".

Vom 19. August 1875 datirt der folgende launige Brief, welcher als Beweis gelten mag von seinem liebenswürdigen Humor, den er Freunden gegenüber oft spielen ließ.

„Hochgeehrter Freund!

Es ist ein alter Brauch, daß Sie mir jährlich einmal von Ihrem Sommeraufenthalte aus ein liebenswürdiges Brieflein senden, und es ist ein ebenso alter Brauch, daß ich dieses Brieflein getreulich, aber — in sommerlicher Trägheit — immer etwas spät beantworte. Ich bin sehr dafür, alte schöne Bräuche nicht verfallen zu lassen. Ein solcher alter schöner Brauch war es z. B. auch, daß wir Beide einander immer ein Exemplar unseres neuesten Werkes schenkten. Da Sie aber dabei ein wenig zu kurz kamen, so ist es

freilich kein Wunder, daß Sie endlich die Geduld verloren und sich mit Ihrem letzten Buche, dem »Volksleben in Steiermark«, sachte sachte an mir vorbei seitwärts in die Büsche von Krieglach schlugen, nachdem Sie so gelegentlich mir gegenüber die verschmitzte Aeußerung hingeworfen, dies Buch sei nur die neue Auflage eines früheren Werkes. Ich verspreche Ihnen aber hiermit feierlich, daß ich künftig fleißiger sein werde, und bemerke nur noch, daß Sie unklug handeln, gegen mich in dem Augenblicke zu knausern, wo ich mit den drei Bänden der endlich erscheinenden »Aspasia« gleichsam schon vor Ihrer Thür stehe, um Sie für langes und getreues Ausharren zu belohnen. Ich habe die letzte Durcharbeitung und Feile des Werkes nun endlich abgeschlossen, und der Druck beginnt ehestens. Dies ist auch die einzige Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe; im Uebrigen geht Alles im alten stillen Geleise fort, wir sind gesund, und ginge nicht der schäbig-graue Theater-Elephant zuweilen des Morgens mit seinem Wärter im Stiftingthal spazieren (Thatsache!), so wäre Grün die einzige Farbe, die wir von der Welt zu sehen bekommen.

Mit herzlichem Gruß von mir und den Eltern

Ihr

Hamerling.

Graz, 19. August 1875."

Seit dem Bestande meines „Heimgarten“ (1876) war Hamerling dessen treuester und gewissenhaftester Mitarbeiter. Seine Artikel haben viel zum Aufblühen dieser Zeitschrift beigetragen.

Empfindlich war er gegen Deuteleien und Verdrehungen, die seine Schriften manchmal erfuhren. Er sprach stets so klar und offen, daß seine Leser die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, entbehren konnten. Wo aber doch einmal zwischen den Furchen die Samenkörner lagen, da gingen sie fruchtend auf; viel Suchen und Deuteln war nicht nöthig.

In einem Briefe vom 9. Juli 1877 sagt er unter Anderem:

„Haben Sie in * * * die Besprechung des letzten »Heimgarten«-Heftes gelesen, in welcher gesagt wird, daß man aus meinem »Ungemüthlichen« (Beitrag für den Heimgarten. Der Herausg.) etwas herauslesen müsse, was ich nicht geschrieben, sondern bloß gedacht? Wenn Sie den Verfasser der Notiz kennen, so bitte ich sehr — im Ernste! — schreiben Sie mir, wer es ist; ich will ihn fragen, was ich mir bei diesem Artikel außer dem Geschriebenen noch sonst gedacht haben soll; ich selbst bringe es durchaus nicht heraus. Ein solches Mißverstehen und Deuteln am Klarsten und Einfachsten könnte Einem alle Lust des Schaffens verleiden. — Der »Heimgarten« ist in der That eine

treffliche Zeitschrift. Ich freue mich an seinem Gedeihen und möchte gerne recht viel dazu beitragen.

Mit bestem Glückauf für Ihren Haus- oder Häuschenbau (o diese heutigen Dichter! wo bleiben die Dachstübchen?) Ihr Hamerling."

Ich baute mir nämlich damals in Krieglach das lang geplante Landhäuschen, worüber Hamerling auch einmal folgende Aeußerung gethan hat:

„Für Niemanden ist ein eigenes Heim zweckmäßiger, als für den Dichter, denn es stärkt seinen Familiensinn und ist ein solider Schwerpunkt seiner Vaterlandsliebe. Es würde sich dem Staate nicht schlecht rentiren, wollte er seinen Dichtern Häuser bauen. —

Als Mitarbeiter des „Heimgarten" bezog er davon ein Exemplar, lehnte aber ein zweites Freiexemplar ab. War von ihm ein Beitrag gedruckt, so pflegte ich denselben aus einem anderen Exemplar herauszureißen und ihm zu schicken. Einmal machte ich das schlecht und er schrieb mir die Zeilen:

„Die Separatblätter mit meinem Aufsatze habe ich erhalten, nur fehlt leider das letzte Blatt. Ich bedauere, daß Sie noch ein Blatt herausreißen müssen, aber ich kann Ihnen nicht helfen! Meine Sachen sind gewohnt, ganz heruntergerissen zu werden. —

Ihr H."

## Des Dichters Vater.

Am 25. Mai 1879 starb Hamerling's Vater, der mit seiner Gattin, der Mutter, stets an des Dichters Seite gelebt hatte. Nach dessen Bestattung schrieb mir Hamerling den nachstehenden Brief:

„Ja, liebster Rosegger, wir haben ihn wirklich vorgestern aus der leuchtenden Frühlingspracht des Stiftingsthales heraus in die dunkle Friedhofserde von St. Leonhard vergraben, den guten, jovialen Alten, der noch viel lieber weiter gelebt hätte als sein Sohn. Allen Ernstes will ich mich lieber selbst begraben lassen, als noch einmal einen lieben Angehörigen begraben. In der Stunde vor der Einsegnung ging mir's schlecht: da kamen Leute und es gab ein Hin- und Widerlaufen im Trubel derselben, das raubte die Stimmung und das reine Gefühl des großen Augenblickes, man mußte den Todten über

Nebendingen und Aeußerlichkeiten vergessen, und es fehlte nicht der Schmerz, aber die Rührung, die sich in Thränen lös't.

In derselben Stunde kam aber auch Ihr Brief und Ihre Kranzspende. Mild und tröstlich war der Brief; aber der Kranz zu schön und es störte mich der prosaische Gedanke, daß er Ihnen eine große Auslage verursachte.*) Dafür war aber dieser Kranz der schönste Sargschmuck und verdunkelte die übrigen.

Wärmsten Dank von mir und der Mutter. Ihre liebe junge Frau schließe ich in diesen unseren Dank ein, wie Sie dieselbe in Ihre Bezeigung des Beileides miteinschlossen; ich grüße Sie herzlich.

Ihr

alter treuer

Hamerling.

Graz, 29. Mai 1879."

Hamerling's Vater war ein schlichtes munteres, stets regsames Männlein gewesen. Er konnte mancherlei Holzschnitzarbeiten verfertigen und vertrieb sich in seinem

*) Diese Bemerkung mag ich darum nicht unterdrücken, weil sie bezeichnend ist für den Briefschreiber. Denselben konnte nichts mehr beunruhigen, als der Gedanke, daß Jemand seinetwegen Unkosten gehabt haben könne. Hierin, glaube ich, legte er etwas zu viel Schwerpunkt auf das Geld und etwas zu wenig auf die Absicht.

Alter damit die Zeit. In des Dichters Wohnung sah man zierlich aus Holz geschnitzte Luster, Bilderrahmen u. s. w., die von der geübten Hand des Vaters herrührten. Ich weiß nicht, ob der alte Mann seinen großen Sohn verstand, aber daß er die Größe ahnte und freudigen Stolz empfand über sein Kind, das weiß ich. Da dem Alten die Stadt nicht sehr imponirte, so hielt er sich auch den Winter über gerne im Sommerhause des Dichters auf. Ich sprach überaus gerne mit dem alten Manne, der über Welt und Leben manchmal treffende und drastische Urtheile hatte und dabei ein tief gläubiges Gemüth besaß. Bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages fragte ihn Frau Gstirner, ob er die Werke seines Sohnes lese. „Verstehe sie ja nicht," rief er mit rascher Handbewegung. „Aber ich weiß es, ich weiß es. Ein Sohn, der seine Eltern so gestellt hat, wie der Robert uns, der schreibt nichts Schlechtes in die Bücher. Der ist ein Ganzer! Der ist ein Ganzer!" — Der alte Franz Hamerling war kein Freund der Aerzte und ich erinnere mich an folgenden Ausspruch von ihm: „Wozu ein Arzt? Die Krankheit kommt von unserem Herrgott. Will der sie heilen, so brauche ich keinen Arzt, und will er sie nicht heilen, so kann's auch der Arzt nicht. Der Obere ist stärker!"

Er kränkelte längere Zeit, stand aber trotzdem an Leib und Seele aufrecht, bis er eines Morgens sanft und ruhig entschlafen ist.

## Güte. Schönheit. Ethische Größe.

Die ganze Innigkeit seines Gemüthes offenbarte mir Hamerling nach dem Tode meiner Frau im Jahre 1875. Da kam er fast jeden Tag zu mir. Schon an seinem leisen Anklopfen vor der Thür erkannte ich ihn. Dann setzte er sich mir gegenüber, erforschte den kranken Zustand meines Herzens und wußte mit seinen schlichten Worten — die niemals phrasenhaft oder hochtrabend, immer volksthümlich einfach und herzlich waren — mich wunderbar zu beruhigen. Es schien, als ginge er ganz auf in Theilnahme und Sorge für mich. Er suchte mich nicht abzulenken von dem, was allein mich innerlich beschäftigte und beschäftigen konnte, aber er fand in diesem Gegenstande selbst so viel Besänftigendes, Aufrichtendes und Trostreiches, daß es nachgerade zur Seligkeit wurde, mit ihm über meine Heimgegangene zu sprechen.

Zu jener Zeit kam unser Gespräch das erstemal auf den Gegensatz zwischen Schön und Gut. Leider sind

mir seine Aeußerungen wörtlich nicht mehr klar erinnerlich, wohl aber ist es der Sinn derselben noch. Ich hatte die Bemerkung gethan, daß mir das Gute höher stünde als das Schöne. Er meinte lächelnd, daß Beides ziemlich auf das Gleiche hinauskäme. Bleibend schön wäre doch nur das, was auch gut ist. — Mich dünkt es, daß Hamerling, welcher nach seinen ersteren Werken als „Dichter der Schönheit“ bezeichnet wird, im Laufe der Zeit zu einem Verherrlicher sittlicher Ideale geworden ist. Seltsam wollte es mir immer scheinen, daß dieser Mann mit dem glühenden Schönheitsideale persönlich so ganz auf Schönheit und Ausschmückung des Lebens verzichten konnte. Man vergesse aber nicht, daß ideal angelegte Menschen ihre Welt anderswo haben als dort, wo ihre Körpergestalt umhergeht. —

Das Leitmotiv von Hamerling's Leben und Dichtungen war das Schöne, das zum Guten führt, wie der Stern die Weisen aus dem Morgenlande zum Heilande geführt hat. Immer wieder erschallt in Hamerling's großen Dichtungen der Warnruf, der als Motto des „König von Sion“ steht: „Wehe, wenn unsere Herzen rein nicht sind, wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen!“

Vielleicht ist es gerade dieser Ruf, durch den der Dichter Manchem so zuwider geworden!

## Gewissenlose Kritik. Ehren in der Heimat. Zwei Stätten.

Bekannt ist Hamerling's Furcht vor dem Gefeiertwerden. Theils hatte diese Furcht ihren Grund in seiner persönlichen Bescheidenheit, vor Allem aber in seiner Kränklichkeit, die ihm keine Aufregung und keine Ausnahme von seiner strengen Tagesordnung erlaubte. Zu seinem fünfzigsten Geburtstage erwehrte er sich nur mit Mühe vor einer größeren Demonstration. Der „Heimgarten" wurde damals überfluthet von Aufsätzen, die ihn feierten, von Gedichten, die ihn priesen, von Glückwünschen in allen Formen. Ich hatte noch die Vorsicht, ihn davon in Kenntniß zu setzen, worauf er mit zitternden Schriftzügen (er hatte sonst die schönste, gleichmäßigste Schrift) antwortete:

„Ich protestire feierlich gegen die Veröffentlichung eines meine Wenigkeit betreffenden enthusiastischen Artikels im »Heimgarten«. Jede öffentliche Erwähnung

meines fünfzigsten Geburtstages würde mich zu aufrichtigstem Zorn und sogar zur Grobheit reizen."

Zudem, bemerkte er einmal, sei er doch noch immer nicht genug todt, um anerkannt zu werden.

Er traute den Leuten nicht mehr, es war ihm zu oft arg mitgespielt worden. Ein wenig früher war es, daß mehrere Wiener Tagesblätter mit einer geradezu bübischen Frivolität über seine „Aspasia" herfielen. Manche Blätter hatten — nebenbei gesagt — um sich den Schein von Objectivität zu geben, die Gewohnheit, von jeher auf die Größe seiner vorhergegangenen Werke hinzuweisen, jedes neue Werk des Dichters aber als vollkommen mißlungen, als stümperhaft und in höchstem Grade krankhaft zu erklären. So mußte jedes neue Buch auf Anerkennung warten, bis das nächste erschien, um vor diesem stets allermißlungensten im Range aufzusteigen.

„Wenn ich," äußerte mir Hamerling eines Tages, „nie etwas drucken ließe, so würde ich als größter deutscher Dichter gelten. — Nach dem, was die meisten Zeitungen über mich sagen, müßte ich schamroth werden über den Stümper in mir. Aber andere Anzeichen, daß ich im Herzen des Volkes lebe, trösten mich wieder."

Diese Zeitungslaune, bloß allemal sein neuestes Werk zu verreißen, war aber noch nicht einmal die schlechteste; ich mag die Blätter und Personen nicht

nennen, welche immer den Dichter mit Hohn bedeckten, mit Koth bewarfen, so oft er ein neues Werk erscheinen ließ. Und da hatte er auch einige gute Freunde jener Sorte, welche ihm jede mißgünstige Recension zuschanzten. Jemand hatte einmal über ihn geschrieben, daß er trotz großen Lobes, welches er erfahre, kleinen Tadel nicht verwinden könne. „Lieber Gott!“ sagte mir Hamerling darauf, „wie sieht aber dieser kleine Tadel aus? Da heißt es zum Beispiel: Hamerling's Genie kann allerdings nicht bestritten werden, seine gewaltige Phantasie und Gestaltenüppigkeit, seine glühende Sinnlichkeit machen ihn zu einem wirklich bedeutenden Dichter. Schade nur, daß seine Helden unwahr sind. — Oder auch, es wird der König von Sion gerühmt, Danton und Robespierre gepriesen, die Aspasia bis in den Himmel erhoben und zum Schlusse nur das kleine Tadelchen ausgesprochen, daß der Mann nicht deutsch schreiben könne. — O krankhafte Empfindsamkeit eines Dichters, den der Vorwurf ärgert, daß seine Gestalten unwahr seien, daß er seine Muttersprache nicht schreiben könne und zu einem Untergymnasiasten in die Schule gehen solle, bevor er sich an einen griechischen Roman wage! Letzteren Rath hat mir thatsächlich einmal ein Wiener Recensent ertheilt.“

Ein empfindsames Poetengemüth mußte darunter leiden, obwohl das seine groß genug war, um die Feinde mit dem zu entschuldigen, was sie eben waren oder nicht

waren. Sein Herz befreite sich doch. Da schrieb er mir z. B. am 24. Juni 1880:

„Wir Poeten sind einmal gehetzte Leute. Aber wenn ich mich frage, warum ich doch niemals zum eigentlichen Pessimisten geworden, so muß ich mir sagen, daß ich mich zuletzt immer wieder erlabt und aufgerichtet habe an dem Gedanken, daß man Tausenden das Herz gerührt und ihnen lieb geworden, daß man nicht umsonst gelebt. Das bleibt trotz alledem, was ich selbst einzuwenden pflege, wenn ein Anderer mich auf ein Endchen Unsterblichkeit vertröstet, doch immer ein Gedanke, geeignet, Einen zu allen Stunden des Lebens, und vielleicht noch in der letzten, ein wenig froh zu machen."

So weit ich in sein Herz blicken durfte, bestand sein einziges Erdenglück in dem bei Gott gerechtfertigten Bewußtsein, als Dichter Bedeutendes für die Mit- und Nachwelt geschaffen zu haben. Und auch dieses einzige Glück wollten sie ihm frech zerstören, die boshaften, federfeilen, geistig impotenten Schreiberknechte!

Am 29. August schrieb mir Hamerling:

„Freund, eine Neuigkeit! Ich bin in Berlin gelobt worden! O. Bl. that's, ich fürchte, er werde nicht mehr lange leben."

Wiederholt habe ich ihm bemerkt, daß er auf Zeitungsrecensionen zu viel Gewicht lege. Er antwortete:

„Auf die Recensionen lege ich gar keines, aber die Bosheit der Menschen kränkt mich. Und ihre Dummheit verstimmt mich. Sie glauben es nicht, lieber R., welcher Bornirtheit ein Recensent fähig sein kann. Und dann spricht man von unfähigen Leuten! Jeder Mensch hat Grund, an seiner geistigen Zulänglichkeit zu zweifeln; doch wenn etwas im Stande ist, mein Selbstgefühl zu stärken, so ist es ein Recensent, der mich gründlich vernichtet. — Allen Ernstes, was will man denn machen, wenn sie, die angeblich zu den obersten Zehntausend gehören und die öffentliche Meinung leiten, das Allereinfachste und Deutlichste vom Grunde aus mißverstehen oder absichtlich verdrehen und fälschen, um es dann für Unsinn erklären zu können!“

„Da soll man nichts machen,“ war meine Ansicht. „So ein Zeitungsblatt ist eine Eintagsfliege, das Buch wandelt durch sein Jahrhundert.“

„Durch ein Jahrhundert voll von Philistern!“ —

Im Jahre 1883 war ein Hamerling-Fest zu Schrems im Waldviertel. Auf eine Bemerkung von mir, wie erfreulich es sei, daß besonders seine Heimatsgenossen den Dichter zu würdigen wüßten, schrieb er mir den folgenden Brief:

„Sehr werther Freund!

Das Hamerling-Fest zu Schrems hat Ihnen »Freude« gemacht? Wirklich? Ei, ich hätte nicht gedacht, daß Sie einem so guten Freunde gegenüber der

Schadenfreude fähig sind! Eine Denkmalbüste bei Lebzeiten — das wird die Mitwelt nie verzeihen. Daß ich physisch oft nur mehr halb am Leben und literarisch zu verschiedenenmalen todt gemacht worden bin, giebt mir noch kein Recht, die Ehre der ganz Todten zu beanspruchen. Aber die Waldviertler, die mich seit vierzig Jahren nicht mehr hatten und seit siebzehn Jahren nicht mehr sahen, bei denen ich also fast eine mythische Person geworden, erblickten mich in jener Entfernung, welche die Berühmtheiten bekanntlich vergrößert, und dachten: wir wollen ihn wenigstens im Bilde aufzeigen können. Mir selbst verhehlten sie ihr Vorhaben weislich, wohl wissend, daß ich mit Händen und Füßen dagegen mich sträuben würde. Nun ist's geschehen und obgleich ich vielleicht so ungefähr die Größe habe, daß ein kleiner Geburtsort auf mich stolz sein kann, wird es dieser Denkmalsgeschichte halber doch viel „Geseeres“ unter Juden und Christen geben.

In Ihrer Gesellschaft meine Heimat zu besuchen, wäre freilich ein reizender Gedanke für mich; aber ich wage nicht zu hoffen, daß er ausführbar. Dafür habe ich eine andere Idee, die wir, sobald sie reif ist, mündlich besprechen werden.

Ihr

allergetreuester
Hamerling.

Graz, 27. Juli 1883.“

Die Absicht der Waldviertler rührte ihn, denn gerade in seiner Heimat geliebt zu sein, thut dem Dichter wohl.

„Aber!“ rief er aus, „giebt es denn für mich gar keinen anderen Weg! muß ich denn zu Tode verrissen und dann wie ein Todter ausgehauen werden?“ — Er war, wie gesagt, kein Freund von Ehrenbezeigungen, welche nur die Gegner reizen und in selbstgeschaffener Zersplitterung unvollständig bleiben müssen. Was würde er dazu gesagt haben, als unmittelbar nach seinem Tode in unserem Lande zu gleicher Zeit für drei Hamerling-Denkmale gesammelt ward? — Nur gut, daß die Todten, die zwar unsterblich sind, sich um dieses Groß-Abdera nicht mehr kümmern; sonst müßten sie die Frage aufwerfen, ob es denn nicht möglich sei, im deutschen Volke so viel Selbstzucht und Gemeinsinn aufzutreiben, um mit vereinten Kräften dem Dichter ein würdiges Denkmal zu stiften? —

Ein interessantes Haus ist das des unteren Fuchswirthes auf der Ries bei Graz. In demselben wohnte vor zwei Jahrzehnten Robert Hamerling mehrere Sommer hindurch. Es war ein heißer, schattenloser Weg dahin, den der Dichter jeden Tag wandelte, es war ein heißes, schiefwändiges Dachzimmer, in welchem er wohnte. In diesem Raume, bei dem Lärm des Wirthsgeschäftes und der Zecher, schrieb er an dem größten seiner Werke, dem „König von Sion“. — Man sollte nun glauben, daß

der Fuchswirth seinen Vortheil ausnutzen würde. Ein guter Freund rieth ihm, sein Gasthaus „Zum König von Sion“ zu nennen. „Ah na,“ meinte der Wirth, „den kennen die Leut' nit, der alte Fuchswirth ist ihnen lieber!“ — Man muß sagen, der Mann versteht die Welt, er ist — der Fuchswirth.

Viel trautsamer wurde es, als der Dichter das Stiftingshaus im Stiftingsthal bei Graz erwarb. Ein freundliches Haus im grünen Wiesenthale, von Wäldern umrandet. Obstbäume, Weinranken, Rosen umkränzten das Haus, und da verließ ich es zur Sommerszeit selten, ohne daß er mir eine rothe Rose oder eine schwellende Knospe in das Knopfloch gesteckt hatte. Im Herbste dann kamen die großen rothwangigen Aepfel. „Die Rosen für die Frau, die Aepfel für die Kinder!“ sagte er einmal. „Und ich selbst gehe leer aus?“ war mein Einwand. „Das gehört Ihnen,“ sagte er und schnitt mir einen Zweig ab, der grüne Blätter und spitze Dornen hatte. „Das Los des Familienvaters: Die Rose dem Weibe, die Frucht den Kindern, die Dornen sich selber. Geben Sie nur acht, daß Sie die Gaben nicht verwechseln!“

## Für den Fall. Trauzeugenschaft. Mitfreunde.

Im Jahre 1880, als bei mir sich ein bedenkliches Brustübel eingestellt hatte, war ich daran, mein Haus zu bestellen. Es begann die Herausgabe meiner ausgewählten Schriften, deren Vollendung ich kaum mehr zu erleben hoffte. In solcher Bedrängniß wandte ich mich an Hamerling mit einer Bitte, die er wie folgt beantwortet hat:

„Hochgeehrter, lieber Freund!

Mit Vergnügen übernehme ich, Ihrem Wunsche gemäß, Ihnen und dem Verleger Ihrer ausgewählten gesammelten Werke gegenüber für den Fall, daß es Ihnen selbst aus was immer für einem Grunde schwer oder unmöglich sein würde, die Vollendung der besagten Gesammtausgabe zu besorgen und zu überwachen, die Verpflichtung, an Ihrer Stelle als Herausgeber einzutreten.

Dafür ein Honorar von Ihnen oder Ihren »Rechtsnachfolgern« zu beanspruchen, wäre ganz der freundschaftlichen Intention zuwider, mit welcher ich der Sache mich annehmen würde.

Ihr

Rob. Hamerling.

Graz, 4. August 1880."

Zu jener Zeit konnte nicht gedacht werden, daß ich ihn überleben würde; doch erinnere ich mich an eine besondere Aeußerung von ihm. Ich lag im Bette, weil keine Kraft mehr da war, um aufrecht zu sein, und rang mit aller Kraft nach Athem. Er war die drei Stiegen heraufgeeilt und saß neben meinem Lager. Er war voller Theilnahme und Liebe, und als er sich verabschiedete, sagte er die Worte: „Lieber Rosegger, es geht Ihnen gerade nicht gut, aber ich versichere Sie, daß ich lieber in Ihrer Haut stecken möchte, als in der meinen. Sie werden sehen!"

Von seiner Krankengeschichte später. Hier noch einige Briefe über Dinge, die ihm das Herz bewegten oder ihn sonst lebhaft beschäftigten. Daß er seinen Freunden gegenüber voller Zartsinn war, ist schon gesagt worden. Als einer unserer gemeinsamen Freunde, Karl Kleinert, sich vermählte, schrieb mir Hamerling in seiner fröhlichen Bedrängniß:

„Der Glückliche will uns zu Trauzeugen haben. Ich konnte natürlich meine Zusage nur für den Fall

geben, daß ich nicht eben ans Krankenbett gefesselt bin. Er und seine Braut legen unendlich viel Gewicht darauf, daß wir Beide gewiß erscheinen. Gedenken Sie sich vielleicht mit einem Hochzeitsgedicht einzufinden? Dann möchte ich meinen Pegasus auch satteln, und das würde mir äußerst schwer fallen. Vielleicht erwartet man, daß Einer von uns wenigstens einen Toast auf das Brautpaar ausbringt. Wollen Sie das auf sich nehmen? Müßte ich's, so würde ich mich der Sache in der einfachsten Weise mit drei Worten entledigen, denn ich bin kein Redner. Wollen dann Sie (Sie sind einer!) noch ein paar launige Worte in Ihrer Art hinzufügen — unter dem Vorwand, ich hätte Ihnen den Toast vom Munde weggenommen — desto besser."

Zur Trauung hatte er sich eingefunden, doch bei dem Festmahle jener Hochzeit zu sein, machte ihm sein leidender Zustand nicht möglich.

„Ich bin darüber wirklich betrübt," schrieb er mir auf einer Karte, „ich verzichte ja willig, selbst glücklich zu sein, nun verwehrt mir das Geschick auch, Glückliche zu sehen. Sollte das junge Paar an diesem Tage realen Glückes auch Geistern nicht ganz abgeneigt sein, so sagen Sie ihm, daß ich im Geiste bei ihm bin."

Er beglückte das junge Brautpaar mit einer Sammlung seiner bis zur Zeit erschienenen Photographien, eine

Spende, welche seine Sympathie für das Paar auf das Rührendste zum Ausdruck gebracht hat. —

Mit wahrer Herzlichkeit ist er auch meiner jungen zweiten Frau entgegengekommen, als ich sie bei ihm aufführte. „Der liebe Himmel ist freigebig, mein Freund nicht spröde,“ sagte er lächelnd, „und mir bleibt nur übrig, mich ein wenig darüber zu freuen.“

Meiner Frau schrieb er in das Gedenkbuch folgende Zeilen:

„Sagen möcht' ich jedem Frauenwesen,
Das ein Dichterauge sich erlesen,
Dem ein Dichterherz sich anvertraut:
Sei ihm hold und mild und lieb und traut!
Denk', so lang' er wandelt hier auf Erden,
Durch entzückter Tausende Verein,
Kann er groß, berühmt, unsterblich werden,
Glücklich aber nur durch Dich allein.“

Robert Hamerling.

Graz, 13. Febr. 1881.

Hamerling war in der That eines jener großen Herzen, welche sich zufrieden geben können, wenn sie Andere, geliebte Menschen glücklich wissen. Im Glücke, in der Freude, in der Schönheit, gleichviel, ob sie ihm beschert oder einem Anderen, sah er die Gottheit, welche er mit Zuversicht bekannte.

## Weltgläubigkeit. Der „Feuilletonist".

Einmal, nach einem längeren Gespräch über den Gotteskeim im Menschen, über seine Fähigkeit, sich zu vervollkommnen und über den endlichen Sieg des Guten, zu welchem uns die pessimistische Vorlesung eines bekannten Gelehrten veranlaßt hatte, schrieb Hamerling mir den nachstehenden bezeichnenden Brief:

„Liebster Rosegger!

Wie Einem das Beste, das man bei einer Unterredung hätte vorbringen sollen, meist erst einfällt, wenn die Unterredung vorüber, so erging es mir gestern. Ich merkte, daß meine Behauptung, die Tendenz der Welt gehe doch eigentlich nur auf Verwirklichung des Vernünftigen und Rechten, Ihnen nicht ganz einleuchten wollte, weil ja die Menschheit im Ganzen und Großen sich mehr im Kreise dreht,

als wirklich fortschreitet, und sich des Unvernünftigen und Unrechten genug realisirt. Ganz recht. Aber man darf nicht übersehen, wie viel unleidliche, unvernünftige und unrechte Zustände sich in der Welt bereits corrigirt haben! Allerdings rufen und trachten wir noch immer nach größerer staatlicher Freiheit, aber wie unendlich viel ist doch in dieser Beziehung schon errungen worden! Der Despotenwirthschaft früherer Jahrhunderte ist ein Ende gemacht, fast überall sind die Völker mündig geworden. Die Barbarei des Mittelalters ist überwunden. Das Los der arbeitenden Classen läßt noch Manches zu wünschen übrig; aber wie viel hat sich doch zu Gunsten derselben geändert! Wie selbstbewußt dürfen sie heute aufzutreten wagen! Das sind denn doch hübsche Erfolge, die wir nicht ignoriren dürfen, wenn wir uns auch sagen müssen, daß der Fortschritt nie zu einem Zustande des Glückes und der Zufriedenheit auf Erden führen wird. Immer wird der Mensch sich elend fühlen und, was die Hauptsache ist, immer wird er ein armer Sünder sein. Aber ohne die Tendenz zum Guten, Rechten und Vernünftigen, die durch die Welt und das Herz der Menschheit geht, könnten Welt und Menschheit überhaupt nicht drei Wochen bestehen. Selbst der Materialist behauptet, daß die Wunder der Naturexistenz darauf beruhen, daß nur das zufällig Zweck-

mäßige lebensfähig geblieben, alle monströsen Gebilde aber, d. h. das Unvernünftige, zugrunde gegangen ist. Sollte es in der moralischen Welt anders sein? Wer also für das Vernünftige und Rechte eintritt, der ist auch der wahrhaft »Praktische«. Glaubt Einer, praktisch sei nur der individuelle Egoismus, gut, so wird sich ihm ein anderer individueller Egoismus gegenüberstellen, und er wird sehen, wie weit er damit kommt. Meiner Ansicht muß der Egoismus nicht wieder mit Egoismus bekämpft werden — denn dann ist's eine gemeine Balgerei — und wenn ich sage, ich darf dir dein Recht nicht geben, denn du könntest sonst noch mehr verlangen als dir gebührt, oder: ich muß dich unterdrücken, sonst unterdrückst du mich, dann ist die Balgerei verewigt und es gilt das brutale Recht des Stärkeren.

Uebrigens ist der Mensch, der normale, so construirt, daß er die Gerechtigkeit nicht bloß vom Nützlichkeitsstandpunkte aus verficht, sondern er ist, wie Sie mir gestern zu meiner Freude zugaben — capabel, zu sagen: »Gerechtigkeit muß sein, und sollte die Welt darüber zugrunde gehen.« Sie geht aber nicht darüber zugrunde. Dies Ihnen deutlicher als gestern mündlich zu sagen, fühlte ich mich gedrängt.

Ihr

Hamerling.

Graz, 30. Januar 1884."

In einem anderen Schreiben aus jener Zeit ist er schon wieder weniger Philosoph, er spricht sich über das Mißkennen seiner Aufsätze in der Sammlung „Prosa" aus:

„Meiner »Prosa« ist es nun schon widerfahren, von der Kritik ziemlich seltsam auf- und angefaßt zu werden. Ein Artikel des Pester Lloyd behandelt »Hamerling als Feuilletonist« recht wohlwollend, meint jedoch, während ich als Dichter der Gegenwart schier nicht meines Gleichen hätte, wären mir als Feuilletonisten gar Manche überlegen, z. B. Börne, Jules Janin, Spitzer, Speidel und Paul Lindau. Du lieber Himmel! fiel es mir denn ein, in meiner Prosa mit »Feuilletonisten« als »Feuilletonist« um den Preis zu ringen? Wenn ein Dichter Prosa schreibt, so wird er vielleicht nicht so amüsant plaudern wie Paul Lindau, und nicht so witzig schreiben wie Spitzer, dafür aber wird er in kleinen Prosastudien ein tieferes Denken, ein tieferes Empfinden niederzulegen haben als das, worüber der Feuilletonist verfügt. Wenn meine Skizzen, Gedenkblätter und Studien den Ton des Feuilletons anschlagen, so führen sie ihr Thema doch immer bis zu dem nachdenklichen Punkte, wo der Witz des Feuilletons aufhört und das Gemüth des Poeten oder der Ernst des Philosophen anfängt. Da reden freilich gewisse Leute hernach von »Dociren«, aber

ich bin mir bewußt, daß der Vorwurf eines wirklich trocken-lehrhaften Tones mir nicht mit Recht gemacht werden kann. Was ich in der »Prosa« dem Publicum biete, sind Documente meines inneren und äußeren Lebens in den verschiedenen Epochen desselben, zur Ergänzung des Bildes, das man sich von mir als Dichter und Menschen macht. Ich kann nur wünschen, daß man über dem Inhalt nicht die Form, über der Form nicht den Inhalt unbeachtet lasse. Ich will weder als federfertiger Feuilletonist betrachtet sein, der aus Nichts etwas macht, noch als Einer, der Prosa nur so nebenbei zu Papier bringt und damit bloß ein stoffliches Interesse beansprucht.

Glückliche Pfingsten! Der hl. Geist ist ja Schutzpatron Derer von der Feder!

Es grüßt Sie herzlich

Ihr

Rob. Hamerling.

Graz, 31. Mai 1884."

## Die unsterblichen Todten. Weihnachtsfreuden. Schalkhaftes.

Da steht in meinen Aufzeichnungen aus jenen Tagen auch eine mündliche Unterhaltung, in welcher wir auf seinen bekannten Ausspruch: „Die Todten allein sind unsterblich" zu sprechen kamen. Er hatte ihn 1876 in einem Gedichte auf den Tod Anastasius Grün's gethan. Nun sagte er: „Ist es Ihnen nie aufgefallen, wie pathetisch man dieses Sprüchlein zu behandeln pflegt? Ich hatte es zur Gelegenheit allerdings ganz ernst gemeint, aber den leichten Humor doch nicht zurückhalten mögen, der darin steckt. Meines Wissens haben ihn nicht Viele herausgefunden."

„Da die Lebenden alle sterblich sind, so werden die Todten alle unsterblich sein," war meine Bemerkung. Er schmunzelte. —

Von seinem Sichgenügen an der inneren Welt das folgende Beispiel: Einmal hatte ich ihm für den Christ-

baum seiner kleinen Mündel Bertha ein paar Büchlein geschickt, deren Empfang er mit nachstehenden Zeilen bestätigte:

„Recht schönen Dank, liebster Rosegger, für die reizenden Büchlein; ich habe aber den Kalender an meine Mutter und die Bilderbücher an die kleine Bertha weitergegeben. Es ist nämlich seit ein paar Jahren gegen meine Grundsätze, mir zu Weihnachten etwas schenken zu lassen; ich habe Grund gehabt, es Denjenigen, die mir etwas zu schenken pflegten, zu verbieten, und bekomme deshalb in der That nichts mehr. Das ist nicht so langweilig, als es auf den ersten Blick aussieht. Warum sollen wir Poeten uns etwas schenken lassen? Haben wir doch gewissermaßen Alles. Die ganze Welt ist, wenn auch durchaus nicht im Besonderen, doch im Allgemeinen unser. Wir haben zwar den ganzen Jammer der Welt, aber auch die ganze Weihnachts- und sonstige Lust derselben sozusagen im kleinen Finger. Die äußere Weihnachtsfeier besteht bei mir in der Regel darin, daß meine Mutter in dem einen, und meine Wenigkeit in dem anderen Zimmer krank liegt. So war es auch diesmal; da ich aber den Weihnachtsbaum für Bertha vorher hatte in Bereitschaft setzen können, so ging Alles gut und es blieb nichts zu wünschen übrig. Hoffend, daß mindestens das

Gleiche bei Ihnen der Fall gewesen, verbleibe ich Ihr

dankschuldigst ergebener
Rob. Hamerling.

Graz, 25. Dec. 1884."

In ähnlicher Weise verhielt er sich ablehnend bei jeder, auch der kleinsten Spende. Nichts war ihm unangenehmer, als wenn er Geschenke erhielt, was — besonders vom Ausland her — sehr oft geschah. Blumen, Lorbeerkränze, Eßwaaren, Weine, Bilder u. s. w. mußten oft mit großer Umständlichkeit von der Post geholt, ausgelöst, verzollt werden, um sie dann, als sie manchmal schon halb verdorben waren, in Empfang nehmen zu können. Er hatte nichts, genoß nichts davon und mußte sich dazu noch auf das Artigste bedanken und auf das Ausführlichste beweisen, daß und warum er bitte, ihm nichts mehr zu schicken. Nur kleine Geschenke, die seiner Mündel Bertha gemacht wurden, erfreuten ihn.

Unter den Postsendungen, die ihm zugingen, gab es oft Packete kleineren und größeren Umfanges, in welchen sich Handschriften-Albums befanden, die mit seiner Handschrift zu bereichern und wieder zurückzuschicken er ersucht wurde. Zumeist mußte, weil er Niemanden zum Schicken und Packen hatte, er die Sachen persönlich den weiten Weg von der Post oder dem Zollamte holen, aus- und einpacken und wieder aufgeben. Wenn

seine Verehrer geahnt hätten, wie viele Last, Arbeit, Umständlichkeit, Geldauslagen dem kranken Manne solche Autographenjägerei verursachte, sie würden ihn vielleicht mehr verschont haben. Vielleicht auch nicht; es ist unglaublich, was gewisse „Verehrer" an rücksichtsloser Zudringlichkeit zu leisten im Stande sind! —

Im Jahre 1885 hatte ein literarischer Hochstapler eine meiner gedruckten Erzählungen abgeschrieben, an die „Fliegenden Blätter" geschickt und unter seinem Namen drucken lassen. Die Heldenthat kam ans Licht und die „Fliegenden Blätter" schickten das Honorar dafür nicht an den Gauner, sondern an mich als Abfindungsbetrag. Ein ähnlicher Fall mit einem mir gestohlenen Aufsatze hatte sich bald darauf in Wien ereignet. Auf diese Geschehnisse bezieht sich der nachstehende muntere Brief Hamerling's:

„Hochgeehrter Freund!

Die ausschweifenden Phantasiebilder am Eingange Ihres Schreibens, in welchem Sie von einem in den hiesigen Wäldern gesund und vergnügt herumspazierenden Hamerling schwärmen, sind hinausgeworfenes Geld: mit demselben Aufwande von Einbildungskraft konnten Sie eine Novelle von Hans Malser für den »Heimgarten« schreiben oder in einem anderen Blatte ein schönes Honorar verdienen. Freilich brauchen Sie

nicht so zu knausern wie ich, da Sie bequem schon von den Abfindungssummen leben können, welche Ihnen die Redactionen für die von Spitzbuben aus Ihren Werken abgeschriebenen und eingesandten Sachen schließlich immer auszuzahlen sich bereit finden. Ich argwöhne, daß Sie mit diesen Spitzbuben unter einer Decke stecken, und das von denselben für Sie ergaunerte Honorar mit ihnen heimlich theilen. Solche Mittel, reich zu werden, verschmähe ich. Lieber ehrlich verhungern! Ich muß Alles, was ich für den »Heimgarten« liefere, nicht bloß selbst verfassen, sondern auch selbst abschreiben, was der schwerere Theil der Arbeit ist; Sie brauchen Ihre Sachen bloß drucken zu lassen, ein Anderer schreibt sie ab und Sie beziehen doppeltes Honorar dafür.

Mit herzlichem Gruß der Mutter an Sie und die Ihrigen

Ihr getreuer
Rob. Hamerling.

Graz, 17. Juni 18°5."

Zu jener Zeit veröffentlichte Helene Stöckl einen Aufsatz über Hamerling und mich, in welchem die sinnige Schriftstellerin zwischen uns Beiden eine geistvolle und launige Parallele zieht. Darüber äußerte Hamerling sich mir gegenüber brieflich ebensolustig, wie folgt:

„Das Heft mit der Stöckl'schen Scherzparallele sende ich Ihnen hierbei schönstens dankend zurück. Ich habe mir dieselbe von der kleinen Bertha vorlesen lassen. Als sie an die Stelle kam: »Hamerling bietet Champagner,« da rief sie mit ernstlichem Unwillen: »Das ist nicht wahr!« Sie hat nämlich erst bei einer einzigen feierlichen Gelegenheit etwas aus einer Flasche steirischen Champagners zu kosten bekommen und immer sehr bedauert, daß sich dergleichen seither nicht wiederholte. Auch daß ich aus Marmor meißle und Sie aus Knieholz schnitzen, wollte sie nicht gelten lassen. Sie behauptet, der aus Holz schnitzt, das sei ich, weil ich ihr auf Spaziergängen im Walde aus Baumrinde Männchen zu schnitzeln pflege. — Daß ich »ganz Gedanke« bin, ist vielleicht so wahr und so falsch, als daß Sie »lauter Gemüth« sind. Ich habe es immer bedauert, das gedankliche Element in Ihren Schriften, das z. B. im »Gottsucher« fast grüblerisch wird, verkannt zu sehen. Was mich betrifft, du lieber Himmel, so bin ich ja auch gemüthlich, wenn's verlangt wird; und wenn ich nicht dann und wann etwas Weniges jodle und jucheze, so ist es nicht die Stimmung, sondern bloß die Stimme, die mir dazu fehlt.

Ihr getreuester
R. Hamerling.

Graz, 15. August 1885."

## Porträte. Ordnungsliebe. Kleine Spenden.

Oft trat an Hamerling die Nothwendigkeit heran, sich porträtiren zu lassen. Von den zwei vorhandenen Oelgemälden ist das von Prinzhofer das beste. Dasselbe stammt aus dem Jahre 1867. Es ist ein ideal schöner Kopf, in welchem auch des Dichters Genius leuchtenden Ausdruck gefunden. Unter den zwei lebensgroßen Büsten Hamerling's wird die Brandstetterische (1882) jene sein, welche zukünftigen Bildhauern für Hamerling-Monumente zum Vorbilde dient. Photographiren ließ sich der Dichter im Ganzen dreiunddreißigmal. Die erste Photographie stammt aus dem Jahre 1854 vom Photographen Brückner in Graz; sie zeigt das Profil eines schönen, an hellenischen Typus gemahnenden bartlosen Jünglingskopfes. Im Jahre 1855 ließ er sich in Graz mit seinen Triester Collegen photographiren, ein charakteristisches Bild aus seiner Jugend-

zeit. Auf einer anderen Photographie sitzt er beisammen mit seiner treuen Freundin, Frau Gstirner. Auf einer weiteren hatte er sich 1861 zu irgend einer drolligen Gelegenheit den Spaß gemacht, sich in Stellung und Anzug eines Roués photographiren zu lassen, der ganz an die Gestalten der heutigen Gigerln erinnert. Man würde in diesem Bilde den großen Poeten unmöglich wiedererkennen, wenn es nicht von ihm selbst in die Reihe seiner Porträte sorgfältig eingegliedert und mit der Jahreszahl versehen worden wäre. Das beste Bild aus seinen letzten Lebensjahren ist die Photographie von Otto Zintl in Graz, dessen Reproduction dieses Büchlein ziert. Die vierunddreißigste Photographie zeigt den Dichter auf der Bahre. Trefflich ist eine Pastellzeichnung von R. Schwinger, die das Antlitz des Todten mit großer Treue wiedergiebt. Diese „Todtenmaske" ist ebenfalls photographisch vervielfältigt worden. Außer angedeuteten Bildern des Dichters sind noch unzählige Handzeichnungen aller Methoden vorhanden. —

Die äußerste, manchmal fast ans Peinliche grenzende Ordnungsliebe Hamerling's ist mehr oder weniger bekannt. Dieselbe findet sich in allen seinen Schriften, Büchern und Sammlungen, in den Studienblättern, Manuscripten, Tagebüchern und Briefen. Alles aufs beste geordnet, in Mappen oder anderen Umschlägen verwahrt, mit Gummibändern umwunden, genauest nume-

rirt und mit orientirenden Notizen versehen. Von sehr vielen Briefen, die er geschrieben, hatte er sich eine Abschrift zurückbehalten; alle Briefe, Karten, Depeschen, Visitkarten u. s. w., die er erhalten, hatte er in chronologischer Ordnung in großen Schubladen aufbewahrt. Besonders wichtige oder intime Correspondenzen hatte er in eigene Mappen gethan.

In meinem Notizbüchlein finde ich vom 23. December 1885 folgende Bemerkung Hamerling's: „Die Privatbriefe sind unsere besten Lebenszeugen. Niemandem glaubt man so gerne, sei es Dichtung oder Memoire oder Tagebuchnotiz, als den Privatbriefen. Solche können nach unserem Tode zum Ankläger, aber auch zum Vertheidiger werden.“

Selten ein Leben wird der Nachwelt so offen und klar daliegen, als das Robert Hamerling's; seine hinterlassenen Papiere werfen ein reines Licht auf diese so oft mißkannte und mißdeutete Menschenseele.

Ein besonderer Beweis seines treuen Gemüthes ist eine sorgfältige Sammlung kleiner Liebesgaben, die er von Freunden und Verehrern erhalten. Alles, was er zur Spende, zum Andenken oder auch nur zu einem Gruße erhielt, war's ein Bildchen, ein Blatt, eine Blume, ein Stückchen Stein, war es etwas an sich noch so Unbedeutendes, er bewahrte es auf. Zu jedem dieser Dinge schrieb er den Namen des Spenders und die Zeit und Gelegenheit, zu welcher er die Gabe erhalten. Seine

Wohnung war alles Prunkes bar, aber sie war voll von geringen Gegenständen, die er als Zeichen der Verehrung erhalten und die er als Andenken hoch hielt. Also war er in seiner einsamen Stube förmlich eingemauert in lauter Liebe.

„Die Seelen Derer, die mir gut sind!" sagte er einmal darüber. „In der That, diese Dinge haben zu wenig materiellen Werth, um eine Sache zu sein; sie sind Seelen, lebendige Hausgenossen. Ich halte es überhaupt für unklug, ein einmal angenommenes Geschenk wegzuwerfen. Das Annehmen ist daran das Schlimmste; wenn man es einmal von der Post geholt, verzollt, dankend den Empfang bestätigt hat, dann ist das Aergste vorüber und die freundlich anwesenden Geschenke belästigen nicht weiter, sondern vergeistigen sich in der Erinnerung an den Spender. Nur sollte man nicht geplagt sein von der Vorstellung, daß der Spender oder die Spenderin sich als Gläubiger betrachtet und eine Gegengabe oder einen Gegendienst erwartet."

„Darüber lasse ich mir kein graues Haar wachsen," war meine Entgegnung. „Die wahren Verehrer eines Dichters empfinden es als eine innere Nothwendigkeit, dem Dichter zu danken und sind ihm doppelt dankbar, wenn er sich danken läßt. Und wer etwa aus Eitelkeit oder Eigennutz dem Dichter Aufmerksamkeiten erweist, der wird damit am schicklichsten gestraft, wenn er sich in der Gegenleistung getäuscht sieht." —

## Bücherfreuden. Büchernutzen und Schaden.

Hamerling besaß eine große Büchersammlung aus allen Fächern der Literatur, aus allen Culturvölkern, in verschiedenen Sprachen. Er hat darüber ein genaues Verzeichniß angelegt. Nebst der schöngeistigen Literatur waren die Philologie, Philosophie, Geschichte und Medicin mit besonders zahlreichen Werken vertreten; aber auch Schriften, die man bei einem Dichter kaum vermuthen möchte, über Numismatik, Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Strafrecht und Polizei besaß er in großer Anzahl, ebenso auch über Magie, Somnambulismus, Hypnotismus u. s. w.

Was Bücher betrifft, so liebte Hamerling steifgebundene Bände nicht; die broschirten waren ihm für den Gebrauch handlicher; so bat er mich allemal, ihm von meinen neuerschienenen Büchern kein gebundenes, sondern ein broschirtes Exemplar zu geben. Auch er

gab von seinen Werken stets broschirte Exemplare in Freundeshände, nachdem er sie sorgfältigst aufgeschnitten, die Druckfehler mit Bleistift ausgebessert und mit einer eigenhändig geschriebenen Widmung versehen hatte.

Hamerling vertraute mir einmal, daß die Büchersammlung „eine seiner wenigen irdischen Freuden sei". Außer diesen seinen Büchern las er Alles, was er habhaft werden konnte; besonders in wissenschaftlichen Dingen, deren Entwickelung er strenge verfolgte, stand er auf der Höhe der Zeit. Er beobachtete, studirte Alles, um darüber sich seine Meinung bilden zu können, die manchmal sehr von anderen Meinungen abstach. Vor Allem befaßte er sich mit naturgeschichtlichen Gegenständen, die ihn aber nicht dem Materialismus zuführten, sondern die seinen hohen Idealismus erst recht klärten. Er sah hinter Allem, was Andere Natur oder Materie, Stoff und Kraft nennen, den Geist Gottes. —

„Ist es Ihr Ernst," sagte er einmal zu mir, gelegentlich einer Bemerkung über Bücher-Calamität; „ist es Ihr Ernst, daß Sie die Bücher nicht mögen?"

„Ich habe nur wenige Lieblingsbücher, die ich immer wieder lese," war meine Antwort. „Im Uebrigen haben mich Bücher weder in meiner geistigen Entwickelung, noch in meinen literarischen Arbeiten wesentlich gefördert. Mir fehlt die Gabe, aus Büchern zu lernen, muß mich mehr an Leben und Erfahrung halten."

„Ist keine schlechte Schule," antwortete er. „Allein zu eng begrenzt. Was finge ich in meiner Krankenstube an, wenn die Bücher nicht wären! Die Bücher gehören zu den wenigen meiner wirklichen Freuden. Ich habe sie zu Tausenden gesammelt und gebe nicht ein einziges fort. Hätte man nur auch das Gedächtniß, Alles zu behalten, was man liest!"

„Ich stehe der Literatur nicht mit dem richtigen Vertrauen gegenüber," war mein Einwand. „Es kommt mir beim Lesen manchmal vor, als ob ich zu meinen eigenen Irrthümern auch noch fremde auf mich lüde."

„Man liest ja nicht immer, um auf das Gelesene zu schwören," versetzte Hamerling, „man muß nur die Meinungen anderer Menschen mit anderen Erlebnissen hören, um daran beliebig seine eigenen zu stählen oder zu corrigiren. Und dann erst die Wissenschaften!"

„Es giebt gar so wenig Erforschtes, Erfahrenes, Ausgesprochenes und Sichergestelltes, in welchem alle gebildeten Menschen gleicher Meinung wären. Selbst in den Naturwissenschaften überall Zwiespalt und Parteistreit, das macht mich stutzig."

Auf diese meine Bemerkung antwortete er: „Man kann Ihren Skepticismus, der ein Faustischer ist, theilen, ohne sich die Freude an der geistigen Arbeit des Menschengeschlechtes verleiden zu lassen. Ich beglückwünsche Sie, daß Sie rüstig auf des Lebens goldenem Baum umherklettern können und sich nicht, wie manch Anderer, mit

den dürren Blättern begnügen müssen, die der Herbstwind ihm in die einsame Kammer wirft. Lesen Sie Trauben anstatt Worte, Sie haben wahrlich recht."

Dieses kleine Gespräch führten wir an einem dämmerigen Wintertage 1885.

Einige Zeit nachher kam er auf den Gegenstand noch einmal zurück.

„Zu Ihrem Troste muß ich Ihnen einen Ausspruch Theodor Storm's mittheilen. Da haben Sie die Stelle aus einem Briefe von Storm. — Gelernt aus Büchern, heißt es hier, habe ich niemals etwas Ordentliches. Auch das Arbeiten habe ich erst als Poet gelernt. Das Talent des Lernens fehlt mir gänzlich, das ist buchstäblich wahr. — Storm ist ja doch kein Taugenichts, sondern gegenwärtig der vielleicht meist anerkannte deutsche Dichter. Sind Sie zufrieden?"

„Das beruhigt mich in der That," war meine Antwort. „Ich wiederhole und ich werde es sogar einmal drucken lassen, daß ich nicht lernen und studiren kann in dem Sinne, wie es Schulmänner meinen. Was ich lese, mag mich für den Augenblick wohl interessiren, aber der Eindruck ist nicht tief genug, als daß er bleibend wäre und für die Länge wirken könnte. Ich habe in jüngeren Jahren alle denkbaren Methoden, theoretisch zu studiren, versucht, es war verlorene Mühe; ich sagte mir, daß meine Existenz davon abhänge, es war umsonst, ich lernte heute etwas mit harter Mühe, um es morgen

wieder vergessen zu haben. Nach vielen Jahren habe ich die Quälerei mit Lehrbüchern aufgegeben. Was und wie ich aus eigener Wahl las, das trug bessere Früchte; was ich aus lebendigem Munde hörte, das blieb länger im Gedächtniß; aber wirklich mein ward nur das, was ich sinnlich erfahren habe. Das Wenige, was ich bin und weiß und kann, ich habe es nicht aus Büchern, ich habe es vom Leben. Darum bin ich auch kein Bücherfreund, obwohl die wenigen Bücher, die ich besitze, mir aus irgend einem Grunde theuere Kleinodien sind. Ich bin ein Freund des warmen Lebens und der freien, nicht in wissenschaftliche Systeme eingeschachtelten Natur. — Mit mir selbst komme ich also leidlich zurecht, aber zu meinem Kummer erfahre ich, daß dieselbe Eigenschaft des Nichtlernenkönnens zum Theile sich auch auf meine Kinder vererbt hat. Für das reale Leben die offensten, fassungslustigsten Sinne, für den Buchstaben wenig Neigung und Schick. Wie sollen diese sich durch das papier- und druckerschwärzesüchtige Jahrhundert helfen, das sein Heil nur im Studium und Vielwissen sieht!"

„Darüber," antwortete Hamerling mir auf dieses Bekenntniß, „machen Sie sich keine große Sorge. Sie haben es ja selbst wiederholt gesagt, daß Sie auf Charaktertüchtigkeit mehr Werth legen als auf das Vielwissen. Darnach erziehen Sie Ihre Kinder. Uebrigens glauben Sie ja nicht, daß Sie aus Büchern nichts ge-

lernt hätten. Ich möchte wissen, wo Sie heute wären, wenn Sie zwar dieselben Lebenserfahrungen gemacht hätten, die Sie gemacht haben, wenn Sie aber kein Buch angesehen, keine Studien gemacht hätten! Schon in Ihrer Jugend haben Sie laut eigenen Geständnisses nach Büchern Jagd gemacht, bis heute stecken Sie mitten in Büchern, Sie mögen wollen oder nicht, Sie können ohne Buch so wenig leben als ich. Man studirt freilich ungeheuer viel zusammen, das man wieder scheinbar vergißt, oft nur scheinbar! Unbewußt bleibt das Studirte in uns, geht wie körperliche Nahrung unwillkürlich gleichsam in Fleisch und Blut über. Wir wissen Manches nicht mehr, aber wir handeln darnach, als ob wir es wüßten, und das ist genug. Der Fachgelehrte glaubt manchmal mehr zu wissen, als er weiß, der Philosoph weiß bisweilen mehr, als er zu wissen glaubt.“ —

Wenn ich in mir Neigung empfand, über einen bestimmten Gegenstand oder eine bestimmte Idee meine Gedanken aufzuschreiben, so pflegte ich alle Lectüre zu vermeiden, die über dieselbe Sache handelte, bevor ich meine Meinung aufgeschrieben hatte. Ich wollte mich so von jeder fremden Beeinflussung hüten.

„Sie handeln hierin aber nicht klug,“ sagte mir Hamerling einmal. „Warum wollen Sie sich das nicht zunutze machen, was Andere vorgearbeitet haben? Wollen

wir in die Höhe kommen, so müssen wir unseren Vormännern auf die Achsel steigen. Nicht Einer neben dem Anderen, sondern Einer über dem Anderen, so geht's. Glauben Sie, daß unsere größten Dichter und Denker Alles aus sich selbst geschöpft haben? Sie haben es verstanden, frühere Geistesarbeiten in sich zu concentriren, ihnen die passendste und ihrer Zeit mundgerechteste Form zu geben. Ich stehe nicht an, viele Gedanken meiner besten Gedichte als von Anderen stammend zu bezeichnen und glaube dadurch den Werth der Gedichte nicht zu schmälern." —

## Literarische Gegenseitigkeit.

Ueber Werke, die in dem Einen oder dem Anderen von uns eben im Entstehen waren, wurde fast nie ein Wort gesprochen. „Mir entging es nicht," sagte Hamerling im Herbste 1881 zu mir, „wie im vorigen Jahre der „Gottsucher" in Ihnen gährte. Ich verstand Ihre Theilnahmslosigkeit gegen alles Andere recht wohl, beobachtete mit stiller Freude an Ihren gelegentlichen Aeußerungen die Entwickelung des Romans, in welchem Sie Ihr Glaubensbekenntniß niedergelegt, hütete mich aber, in dieselbe einzugreifen, weil ich an mir selbst weiß, daß in einer ausgeprägten Dichtersubjectivität derlei äußere Einwände und Rathschläge, selbst wenn es die besten und zweckmäßigsten wären, wie Störungen empfunden werden. Eine Poetenseele ist gar subtil! Das Werk muß aus dem Dichter heraus-, nicht in ihn hineinwachsen. Man kann ihm während des Entstehens Manches nahe-

legen, aber das muß so discret geschehen, daß der Schaffende die Absicht nicht merkt, sondern aus Eigenem die äußere Anregung auffaßt und dieselbe wie ein in ihm selbst Entstandenes empfindet. Heute gestehe ich, daß ich vor etwa einem Jahre Ihnen einmal einen einzigen Gedanken so scheinbar recht absichtslos hinlegte, und es freut mich, denselben nun in dem fertigen Romane ganz vortrefflich angebracht wiedergefunden zu haben.“ Er erklärte sich nicht näher, und so weiß ich bis heute nicht, welchen Gedanken im „Gottsucher“ ich seiner Anregung verdanke.

Er setzte damals noch bei: „Machen Sie sich aber nichts draus, wenn Sie das Kuckuckseichen in Ihrem Roman einmal entdecken sollten. Hat doch auch mich von Ihnen ein Sprüchlein zu einem Gedichte begeistert, das Ihnen hernach im »Heimgarten« so gut gefallen. Rathen Sie, welches es ist.“

Auch das habe ich nicht errathen können, war es ja doch nichts Seltenes, daß wir über dieselben Dinge die gleichen Gedanken hatten.

Einmal machte er mir den Vorschlag, daß wir zusammen ein Theaterstück schreiben sollten, ein Volksstück, an dem er die Idee, den Aufbau, ich die Dialoge zu besorgen hätte. In der Charakteristik der Personen hätten wir gemeinsame Sache. Mir wollte das nicht gefallen, wir wären für eine solche Compagniearbeit Beide zu

selbstständige, zu wenig schmiegsame Naturen gewesen. Unsere Gegenseitigkeit äußerte sich doch ganz anders. —

„Der Dichter pflegt manchmal während des Producirens an bestimmte Personen zu denken, als ob er das Gedicht, den Aufsatz vor Allem für dieselben schriebe," so sagte Hamerling einmal und traf damit vielleicht unbewußt mich. Da ich Niemanden wußte, der von mir Alles las, was ich schrieb, als ihn, da ich Niemanden kannte, der meine volksthümliche Seite so genau verstand, der meinen Hang in Allem, was da bewegte und drückte, sich auszusprechen, auszuschreiben, auf das innigste begriff, so dachte ich während meiner literarischen Arbeiten viel an ihn: Wird er's billigen? Wird es ihm gefallen? Was wird er darüber sagen? — Und zu meinem Stolze gestehe ich's, daß auch er mir einmal sagte, er sei immer begierig zu erfahren, welchen Eindruck dieses oder jenes Werk von ihm auf R. machen werde. Nun geschah es einigemale, daß meine Auffassung ihm nicht gerecht wurde, besonders meine Meinung über den „Homunkulus" befriedigte ihn nicht. Ich war bei dem ersten Lesen des Werkes zu sehr an den polemischen Aeußerlichkeiten haften geblieben und hatte darob den tiefen philosophischen Gedanken übersehen. „Es wundert mich," äußerte er gelegentlich einer Besprechung darüber, „daß Sie glauben können, ich würde ein Spottbuch nur über den Zank, die Irr-

thümer und die Lächerlichkeiten des Tages schreiben. Dazu haben wir ja die Witzblätter. Der Dichter wird doch wohl eine größere Absicht haben müssen. Sollten Sie gelegentlich das Buch noch einmal durchblättern, so bitte ich Sie, diese größere Absicht ein bißchen zu suchen; sie ist in dem Buche von Anfang bis zum Schlusse und dürfte, denke ich, doch nicht gar so schwer zu finden sein." —

Eines Tages, im Jahre 1884, wurde ihm mein größeres mundartliches Gedicht „Mei Voda" als in Hexametern geschrieben bezeichnet. „Das sind ja doch keine Hexameter!" rief Hamerling. „Uebrigens verlange man ja nur von Epigonen, den Formen der Meister genau gerecht zu werden. Starke, selbstschöpferische Geister kehren sich nicht an vorgeschriebene Form, sondern erfinden sich eine, die ihnen bequem ist und ihrem Gehalte entspricht. Dieser Form Namen geben, sie messen, classificiren und aichen, das ist Sache der Herren Literaturprofessoren, die doch auch nicht ganz müßig stehen wollen in der literarischen Welt." —

Als mein Buch „Bergpredigten" erschienen war und sich darüber in den Blättern und auch im Publicum vieles Mißfallen äußerte, machte Hamerling folgende Bemerkung: „Ja, manchmal muß man ihnen einen Brocken hinwerfen, in den sie sich verbeißen können, dann lassen sie uns andere Werke lieber in Ruhe. Uebri-

gens wird man Ihnen das Buch bald wieder verziehen haben. Sie mögen thun, was Sie wollen, werden immer der »liebenswürdige Volksdichter« bleiben. Hätte nur ich die Bergpredigten geschrieben, mir würfen sie die Fenster ein.“

Auf meine Frage um seine Meinung über das Buch versetzte er: „Ich habe es zweimal gelesen, zuerst im »Heimgarten« und nun in der Buchausgabe. Was den Inhalt der Bergpredigten anbelangt, möchte ich jedes Wort verantworten. Sie wissen ja, daß wir in allen ethischen Fragen gleicher Meinung sind; weniger vielleicht befreunde ich mich hie und da mit der Form. Es macht mir den Eindruck, als ob Sie Ihre Gedanken manchmal nicht in Zucht zu halten vermöchten, so daß sie gerne ein bißchen wirr durcheinanderlaufen. Da es schon Predigten sein sollen, so hätten Sie vielleicht ganz gut einem Dorfpfarrer bei seiner Predigt die Art abhorchen können, wie man einen Stoff eintheilt: Anfangs die Einleitung, dann erster Theil, der handelt von Dem: zweiter Theil von Dem, und dritter Theil von Dem: endlich nochmaliges Zusammenfassen und Schluß. Den Lesern wie den Zuhörern kann man's gar nie klar und bequem genug machen, wenn sie auffassen sollen.“ — Das ist doch beherzigenswerth für mich und Andere. —

So gewissenhaft, wie in der dichterischen Form, war er bei seinen eigenen Arbeiten in der technischen.

Zuerst zeichnete er ein entstehendes Werk stenographisch auf, er war ein sehr gewandter Jünger Gabelsberger's, dann schrieb er es ordnend ab, änderte, fügte Neues ein, strich und feilte, um es schließlich in eine sehr gefällige Reinschrift zu bringen. Seine Manuscripte sind ein Muster von Ordnung und Deutlichkeit, eine wahre Freude der Schriftsetzer.

## Dichter-Collegialität. Freundschaftliche Besorgnisse.

Hamerling, der seiner Kränklichkeit wegen persönlich kaum in die Oeffentlichkeit trat, hatte doch stets Interesse für die Vorgänge in der Stadt. Ich, scheinbar viel in der Gesellschaft lebend, wußte weniger von dieser als er, und ich verlangte auch nicht viel zu wissen.

„Sie erzählen mir so wenig, was draußen vorgeht," sagte er einmal.

Ich legte den alltäglichen Vorgängen nicht genug Bedeutung bei, um davon mit ihm zu sprechen. Nur über das Theater berichtete ich manchmal des Näheren. Ueber das Volksstück hörte er gerne sprechen, besonders die Volksstücke von Anzengruber und Morre erregten sein Interesse stets, und so oft ein solches im Druck erschienen war, mußte ich es ihm bringen. Er las es genau durch, verlangte auch einmal die Bildnisse der beiden

Autoren zu sehen und fragte bei deren Betrachtung: „Das sind wohl zwei gute persönliche Freunde?"

„So viel ich weiß, kennen sie sich gar nicht persönlich und stehen in keinerlei Verkehr miteinander."

Hamerling schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist merkwürdig. Bei dem gleichen Zwecke, den sie sich gestellt, haben sie so viel Verschiedenartiges und sich gegenseitig Ersetzendes an sich, daß ich geglaubt hätte, sie würden zu einander hingezogen sein und im geistigen Verkehr sich gegenseitig fördern." — Er dachte dabei vielleicht an unser Verhältniß und fügte noch die allgemein gehaltene Bemerkung bei: „Es wäre wünschenswerth, wenn die Dichter unter sich zusammenhalten wollten. Es würde auch mit den Standesinteressen besser bestellt sein."

Hierauf erlaubte ich mir die Entgegnung, daß die Dichter, gerade die hervorragenden, zumeist eigenartige Leute seien, die selbstständig ihre besonderen Wege gingen und nicht das Zeug hätten, sich einander anzubequemen. „Wir sehen auch, daß fast Jeder für sich einen Kreis hat von Leuten, die nicht eigentlich seinem Stande angehören, sondern nur Liebhaber desselben sind."

„Ich gebe zu, daß es im Allgemeinen so ist," sagte er, „aber ich behaupte, daß es stets zum Guten geführt hat, wenn Dichter mitsammen Freundschaft geschlossen haben."

„Das kann keiner höher schätzen als ich," war meine Antwort.

„Nun, leben Sie nur mit Freunden auch außerhalb der vier Wände. Sie sind ein gesunder, glücklicher Mensch,“ sagte Hamerling ablenkend. „Sie können munter wie die Biene umherfliegen und Honig sammeln aus Blumen und Disteln. Ich bin der an den Felsen Geschmiedete, sehe von ferne die Freuden der Welt, die Früchte des Lebens und kann sie nicht erreichen. Geduldig warten muß ich, bis es einem mitleidigen Freunde einfällt, zu mir zu kommen und mir, dem Verschmachtenden, zu erzählen, wie süß die Früchte sind, die Andere genießen.“

Solche Reden von ihm gingen mir allemal tief zu Herzen. Und es war ihm wirklich wie eine Labe in seiner Einsamkeit, wenn er vernahm vom Glücke Solcher, die er lieb hatte. —

Zur ungewohnten Stunde trat Hamerling eines Tages bei mir ein. „Trotzdem mir heute nicht wohl ist,“ sagte er, „muß ich zu Ihnen, ich bin Ihretwegen einigermaßen in Sorge. Gehen Sie heute nicht aus, es weht ein empfindlich kalter Wind. Gehen Sie auch nicht nach Wien, das ist ebenso ungesund.“

Ich hätte ja gar nicht die Absicht, nach Wien zu gehen, war meine Antwort. Er blickte mich fest an.

„Eben vor einer halben Stunde hat mir Jemand erzählt, daß Sie wieder nach Wien gingen, um für ein gutes Mittagsessen irgendwo vorzulesen.“

„Wer hat das gesagt?“ fuhr ich auf, „das ist ja eine ganz infame Lüge!“

„Regen Sie sich nicht auf,“ versetzte er, mir gewissermaßen in den Arm fallend, „mehr will ich nicht hören, ich bin ganz beruhigt. Ich hatte es eigentlich auch nicht geglaubt, aber der N. hat es so bestimmt gesagt.“ —

„Den N. wollen wir rufen lassen und den N. werde ich in Ihrer Gegenwart einen niederträchtigen Lügner heißen!“

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, thun Sie das nicht!“ bat Hamerling. „Vielleicht ist er schlecht berichtet worden, klären Sie ihn brieflich auf, nur keine Scene. Mir genügt Ihr Wort vollkommen. Ich danke Ihnen. Ich bin ganz beruhigt. Und nun will ich nach Hause gehen und dem N. meine Meinung schreiben. Leben Sie wohl.“

Damit war er fort.

Dieser Auftritt ist ein Beispiel davon, wie besorgt er um mich und meinen Ruf war und wie gewissenhaft er darüber wachte. Bei einer späteren Gelegenheit that er über denselben Gegenstand die folgende Bemerkung: „Es hätte ja möglich sein können, daß Sie sich in aller Naivetät einmal hätten fangen lassen. Aufrichtig gestanden, ich fände nichts Schlimmes daran, allein uns Dichter verübelt die Welt Manches, was sie selbst thut, Anderen erlaubt, an Anderen sogar charmant findet, und also müssen wir uns den Launen der Leute fügen. An uns Dichter wird der denkbar strengste Maßstab

gelegt. Wir müssen in unserem Leben und Betragen viel besser sein, als die Philister es selbst sind, wenn wir in ihren Augen nicht als viel schlechter gelten wollen."

„Man kümmere sich um die Leute nicht," war meine fast kecke Antwort. „Die Leute und ihre Meinungen imponiren nur von der Ferne und Solchen, die wenig mit der Menge in Berührung kommen. Wer täglich durch ein Heer von Nichtlingen sich zu schlagen hat, der wird ungenirt und gleichgiltig dafür, was die Leute sagen; sie legen ja auch selbst kein Gewicht darauf, was sie schwatzen, und widersprechen sich in jedem Augenblick. Daß wir auf offener Warte Stehenden doppelte Pflicht haben, makellos zu sein, das ist gewiß."

Vielleicht war das von mir ein wenig vorlaut gesprochen, er aber entgegnete: „Es freut mich, daß wir auch in diesem Punkte gleicher Meinung sind."

Dieses war eines der sehr wenigen Gespräche zwischen uns, die einen ganz leichten Beigeschmack von Gereiztheit hatten. Heute rührt mich die besorgte Liebe des älteren Freundes zu dem jüngeren und sein Bestreben, diesen an sittlichem Werthe ihm ebenbürtig zu machen. —

## Ueber Frauengesellschaft.

„Sie machen sich doch gar zu interessant bei mir, durch Ihr seltenes Erscheinen!" so sprach er mich eines Tages an. „Aber wissen Sie, Männern imponirt man nicht mit dem Schmollwinkel, nur Frauen."

„Schmollwinkel?"

„Na, ich weiß es ja. Sie leben in der Welt und denken nur nicht daran, wie es manchmal dem Einsamen zumuthe ist. Vielleicht auch dünkt Ihnen die Gesellschaft schöner Frauen unterhaltender, als die des kranken Mannes."

Eine lebhafte Einwendung von mir unterbrach er rasch: „Und Sie hätten wahrlich recht Auch ich hatte eine Zeit, wo ich nur mit Frauen umging. Ja, ja, Männer waren mir zuwider; die Dummen langweilten mich mit ihrer Dummheit, und die Gescheiten langweilten mich noch mehr mit ihrer Gescheitheit. Ich bin im Ganzen

gar nicht neugierig zu wissen, was andere Leute denken. Gedankenaustausch! Mir sind meine eigenen Gedanken gerade recht, ich tausche mit Niemand. Was ich brauche, ist ja nicht Belehrung, ich brauche eine Stelle, wo ich mein müdes Haupt hinlegen und ein wenig ausrasten darf; eine Stelle, wo ich mich nicht anzuspannen, wo ich nicht zu debattiren brauche, sondern wo ich Neigung und Nachsicht finde, wo mir ein Stündchen vergeht in traulichem Geplauder und Zusammensein. Das fand ich nur bei Frauen. — Aber die Zeiten haben sich geändert, lieber Freund, eine Einzige ist mir treu geblieben, Frau Muse. Und obzwar Sie bei dieser mein Nebenbuhler sind, so empfinde ich doch noch immer nicht genug Feindseligkeit gegen Sie, um mich über Ihr so langes Ausbleiben zu freuen."

Ich ließ mir's gesagt sein, folgte dem Drange meines eigenen Herzens und besuchte ihn von nun an fast jeden Tag, bis der Mai uns wieder auseinanderführte. —

## Die „Stationen“.

Als ich im Sommer 1883 eines Tages auf Besuch im Stiftingshause war und von seinem im „Heimgarten“ veröffentlichten Aufsatz: „Eine Station meiner Lebenspilgerschaft“ gesprochen wurde, sagte Hamerling plötzlich: „Sind Sie einverstanden, wenn ich mit den Erinnerungen aus meinem Leben im „Heimgarten“ fortfahre? Ich möchte meine Lebensbeschreibung nicht fremden, sensationssüchtigen, nach Notizenkram und bloßem Hörensagen arbeitenden Leuten überlassen, sondern sie selbst besorgen. Mein Leben ist äußerlich nur ein enger Kreis, aber auch in einem solchen kann man innerlich einen langen und bedeutungsvollen Weg zurücklegen. Ich werde mehr die inneren Keime und die seelische Entfaltung berücksichtigen, als die äußeren Verhältnisse und Erlebnisse. Aeußere Verhältnisse ähnlicher Art wie ich haben Tausende erfahren, sie sind darum noch keine

Dichter geworden. Ich möchte fast sagen, daß äußere Verhältnisse weniger harter Natur mir besser zu statten gekommen wären, als der Druck der Armuth, der besonders in meiner Jugendzeit auf mir gelastet hat. Ich wäre keiner von Denen, die ein gewisses Wohlleben verweichlicht und geistig träge macht, ich glaube, daß wir, ich wie Sie, unter allen Umständen dichten müssen, und zwar so gut wir können."

Dann fuhr er fort: „Sie sind ja auch aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, aber so arm wie ich sind Sie nie gewesen. Das Kind eines freien ansässigen Bauers führt eine fürstliche Existenz gegenüber dem Kinde eines Taglöhner-Ehepaares, das bisweilen eine Art von Nomadenleben führen muß. Aus gewissen Rücksichten darf ich es einstweilen gar nicht verrathen, wie arm wir gewesen sind. Ich bin der festen Meinung, daß meine Krankheit ihren ersten Grund in der entbehrungsreichen Kindheit hat. Nur den einen Vortheil mögen meine vielen äußeren Kämpfe ums Dasein für mich gehabt haben, nämlich den, daß ich nicht Zeit hatte, innere zu führen. Von Blasirtheit, Zerrissenheit, Lebensüberdruß und dergleichen schönen Sachen reicher Leute weiß ich nichts. Innerlich habe ich mich stets wohl befunden, abgerechnet die Stimmungen des Weltleides, denen jeder ernste Dichter unterworfen ist.*) Es sind viele Leidensstationen

*) Diese Gedanken fand ich später in den „Stationen" näher ausgeführt. Der Herausg.

von jener Zeit an bis heute, und so möchte ich meine Selbstbiographie „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ nennen. Ich schreibe sie allmählich, Sie drucken sie allmählich ab und den Lesern wollen wir gestatten, sich weidlich zu ärgern, wenn die Biographie weder pikante Abenteuer, noch niedliche Genrebilder zu erzählen hat. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der den Leuten meine Lebensbeschreibung geradeso recht sein wird, wie ich sie verfaßt haben werde.“

Nun, diese Zeit ist bereits gekommen. Die „Stationen“ sind uns das werthvollste Document seines Lebens und Strebens und der Schlüssel zu seinen Werken. —

## Gespräche über Popularität. Ermuthigungen.

Als 1885 im Grazer Stadtpark Brandstätter's Bronzestatue meiner „Waldlilie“ aufgestellt wurde, fühlte ich mich dadurch geehrt. Doch lag über meiner Freude der eine Schatten: Sind Leitner und Hamerling in Graz schon also ausgezeichnet worden? Wohl wußte ich, daß die Auszeichnung für mich mehr zufällig war und dem Meisterwerke des Künstlers als solchem zugeschrieben werden mußte, aber ein wenig peinlich war mir's doch, daß ich früher als die älteren und hochverdienten Männer, und sogar bei lebendigem Leibe, hier ein „Denkmal“ haben sollte.

Wenige Tage nach der Enthüllung fand zwischen Hamerling und mir das folgende Gespräch statt:

„Sie gehen jetzt wohl recht fleißig im Stadtpark spazieren?“ fragte er schalkhaft.

„Gar nicht kann ich das mehr!“ antwortete ich. „Soll ich an der Waldlilie vorübergehen und mich von den Leuten anschauen lassen? Und den Bescheidenen spielen, oder den Stolzen? Ich habe mir die Statue noch gar nicht ordentlich ansehen können, es stehen immer Leute dort, und vor diesen sozusagen meine eigene Denksäule zu bewundern — es geht nicht.“

„Ich stand gestern fast eine Stunde vor der Waldlilie,“ entgegnete er, „und ergötzte mich an der Kritik des Publicums. Dem Einen ist an der Statue die rechte Hand nicht recht, dem Anderen die linke nicht. Der hat am Fuß des Mädchens etwas auszusetzen, der Andere am Fuß des Rehes. Einem war die Nase zu kurz, einem Anderen zu spitzig. Der fand den Sockel zu hoch, der Andere zu niedrig, und ein Herr — Sie kennen ihn recht gut — behauptete: Das ganze Ding habe nur den einen Hauptfehler, nämlich den, daß es da sei. Ich glaube, der Mann wird Sie von nun an hassen, weil Sie im Stadtpark Ihr Denkmal haben, und er keines. Auszeichnungen bei Lebzeiten sind immer gefährlich, statt die Achtung vor dem Ausgezeichneten, erwecken sie den Neid. Ich höre, daß Brandstätter als Seitenstück zur Waldlilie meine Kora aus der Aspasia bilden und im Stadtpark aufstellen lassen will; der talentvolle Künstler würde seine Sache sehr gut machen, aber ich bitte Sie, als Freund das unter allen Umständen zu verhindern. Das,

wenn es geschähe, würde jenem Herrn und manchem seiner Collegen den schönen Stadtpark ganz und gar verleiden. Ich will Niemandem Böses."

Mit harmloserer Ironie äußerte er sich, als er erfahren, daß in Ottakring bei Wien eine Gasse und in Simmering eine Gasse nach meinem Namen benannt worden sei.

„Wo nehmen Sie nur die Bescheidenheit her," sagte Hamerling, „mit Unsereinem noch ein freundliches Wort zu reden! Es vergeht ja kaum eine Woche, ohne daß Ihnen zu Ehren irgendwo eine Gasse getauft, ein Standbild gesetzt, ein Ehrenbürgerdiplom überreicht wird."

„Traurig genug," war allen Ernstes meine Antwort. „So weit ich die Welt kenne, darf ich mir kein langes Leben wünschen, um die frühzeitigen Auszeichnungen nicht zu überdauern."

„Guter Weltbrauch ist es sonst," sagte er, „bei Lebzeiten unterschätzt und nach dem Tode überschätzt zu werden. Nicht durch ein großes Werk verdient der Dichter ein Denkmal, sondern dadurch, daß er sich hinlegt, stirbt und sich begraben läßt. Nun, nun, ein Unglück ist es gerade nicht, wenn es einmal umgekehrt kommt. Ich gestehe, daß ich eine Freude, eine wirklich herzliche Freude habe, wenn ich sehe, wie man Sie achtet und gerne hat. Besonders die Steirer. Wen sollen sie denn lieben, wenn nicht den Mann, der Steiermark besingt, wie man seine

Geliebte besingt! Dieser Tage habe ich wieder einmal in Ihren alten Schriften gelesen, die noch von Ihrer Kindheit stammen, und habe neuerdings mit Rührung beobachtet, wie Sie schon damals halb unbewußt vielleicht, aber unermüdlich bestrebt waren, Ihrem Volke etwas zu sein, zu werden. Nach meiner Meinung haben Sie der Steiermark unschätzbare Dienste geleistet, deß müssen Sie sich als Mann auch bewußt sein."

Das Obige als Beispiel, wie mein großer Freund bestrebt war, mir Muth und Selbstvertrauen einzuflößen und zu erhalten, Eigenschaften, die ich nicht immer in genügendem Maße besitze, die aber nöthig sind zu ersprießlichem Schaffen. —

Ich weiß nicht mehr, bei welcher meiner kleineren Dorfgeschichten Hamerling einmal ausrief: „R., das schreibt Ihnen Keiner nach!"

„Im Gegentheil," war, auf gewisse „Epigonen" anspielend, mein Einwand, „sehr Viele schreiben es mir nach."

„Um so besser, so machen Sie Schule. Traurig steht es um den Dichter, der nicht Schule macht. Unsere Epigonen, ja ich sage sogar unsere Plagiatoren begründen erst unsere Unsterblichkeit, sie tragen unsere Art auch in jene flachen breiten Regionen hinab, in die wir selbst nicht sinken können, und zwar mit der gehörigen Verwässerung, die für die Menge nöthig ist."

Die Mehrzahl, von der er hier sprach, drückte mich ein wenig, ich glaubte mich nicht zu Denen rechnen zu dürfen, die nicht in die flachen Regionen sinken können. Ich muß ihm das angedeutet und vielleicht mit einiger Beklommenheit auf meine enge Begrenzung im Volksthümlichen hingewiesen haben, er machte eine Bewegung mit der Hand und sagte: „Ich bitte Sie, sagen nicht auch Sie die dumme Phrase nach von der engen Begrenzung, in die man Sie immer einsperren will und über die ich mich schon so oft geärgert habe. Wären Sie hübsch in der engen Begrenzung geblieben, welche eine löbliche Kritik nach Erscheinen Ihres Zither und Hackbrett und Ihrer Steirischen Sittenbilder mit einem Federstrich um Sie gezogen hat, so hätten Sie keinen Waldschulmeister und keinen Gottsucher geschrieben. Lassen Sie sich von den Literaturbonzen die Grenzen Ihres Könnens nur ruhig ziehen und springen Sie nur immer frisch darüber hinaus, so wie Sie es bisher gethan haben. Der Dichterruhm liegt nicht innerhalb, sondern außerhalb gezogener Grenzen.“

Vielleicht war es infolge dieses Gespräches. An einem der darauffolgenden Tage sandte mir Hamerling den französischen „Figaro“, in welchem eine meiner Novellen ins Französische übersetzt gedruckt stand; dabei war ein Zettel mit Hamerling's Handschrift: „Wie man hier sieht, überspringen Sie nicht bloß die vom litera-

rischen Kritiker W. gezogenen ästhetischen, sondern auch die von Bismarck gezogenen politischen Grenzen." Auf das Zeitungsblatt hatte er mit Bleistift den Spruch geschrieben:

„Meister ist Jeder und gleich ein Jeder der Größten und Besten,
Wenn er das Eigenste giebt, was er wie Keiner vermag."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie solche doch vielleicht mehr seinem guten Herzen als seiner Ueberzeugung entsprungenen Bemerkungen mich allemal ermuthigten und stärkten, daß sie wie erquickender Wein waren für mein oft zagendes Herz. —

## Strenge Lehre.

Einmal nach dem Erscheinen eines meiner Bücher kam Hamerling zu mir in die Wohnung und zog sofort das neue Buch aus dem Sacke.

Aha, dachte ich, jetzt wird die Dichtung besprochen. Er schmunzelte ein wenig, setzte sich mir gegenüber an den Tisch, nahm einen Bleistift zur Hand und sagte: „Ja, mein Lieber, heute ist der Schulmeister in mich gefahren. Jetzt will ich Ihnen einmal Unterricht geben in der deutschen Grammatik und Rechtschreibung. Warten Sie einmal, da haben wir gleich etwas. Man sagt nicht von Kirschkernen, daß sie zwischen den Zweigen herab sickern; sickern kann nur Flüssigkeit. Schreiben Sie anstatt sickern: rieseln. Hier ist die Rede von einer Volkstype aus den Alpen. Typen, das sind Buchstaben, wie sie der Schriftsetzer aus Blei hat; Sie meinen Typus und müssen daher Volkstypus schreiben. Dann

hier giebt es auf einer Seite nicht weniger als fünf Austriacismen, die nicht deutsch sind und in Norddeutschland nicht verstanden werden. Wo Sie nicht Ihre Bauern sprechen lassen, sondern als Erzähler selbst zum Leser sprechen, da haben Sie ein tadelloses Deutsch zu schreiben. Hier sprechen Sie vom Verkühlen, man verkühlt sich aber nicht, selbst bei sibirischer Kälte nicht, aber vor dem Erkälten muß man sich inacht nehmen. Nun kommen wir auf diese Seite. Da steht ein verworrener Satz. Ich weiß genau, was Sie sagen wollen, Andere aber dürften nicht klug daraus werden. Dann hier und hier und hier: Meist grammatikalische Fehler, man kann sie auch Druckfehler nennen; ich strich sie bloß an und empfehle sie Ihrer freundlichen Beachtung. Sie haben einen Stil, um den man Sie beneiden kann, allein Sie wenden zu wenig Sorgfalt darauf an. Bei uns Dichtern kommt es nicht so sehr darauf an, was man sagt, sondern vielmehr wie man es sagt. Wir können die größten Wunderlichkeiten sagen, haben sie eine künstlerische Form, so werden sie nicht allein verziehen, sondern auch geglaubt. — Ueber den Inhalt des Buches das nächstemal."

Nie vorher und nie nachher hatte er so bestimmt und scharf über Fehler von mir gesprochen. Es machte auf mich auch den gehörigen Eindruck. Schon am nächsten Tage kam von ihm ein Briefchen, welches nicht mehr in meinem Besitze ist, ungefähr aber so gelautet hat:

Sie haben mir in dieser Nacht einige schlaflose Stunden verursacht. Nicht Ihrer Sprachfehler, sondern der meinen wegen. Ich habe gestern Kleinigkeiten, wie sie fast in jedem Buche unserer rasch producirenden Zeit vorkommen, in einer Weise zur Sprache gebracht, die Sie am Ende verletzt hat. Zu meiner Entschuldigung bitte ich Sie, sich daran zu erinnern, daß der philologische Schulmeister in mir, der schon seit länger als 20 Jahren den Mund halten muß, manchmal ungeberdig wird. Der Dichter hat ihn nun hoffentlich für lange Zeit ins Ausgedingstübchen zurück gejagt. Also kommen Sie bald zu mir, Sie haben nichts mehr zu fürchten. —

Es ist aber schade, daß er seine Unterrichtsstunden in der Grammatik bei mir nicht fortgesetzt hat; ein bißchen hätten sie vielleicht doch beigetragen, die Flüchtigkeit, die ich mir im Schreiben nur schwer abgewöhnen kann, einzudämmen.

## Mangelnder Sinn für bildende Kunst. Neigung zur Musik.

In seinen „Stationen" ergeht Hamerling sich irgendwo in eitel Lob über mein „hübsches Zeichen- und Malertalent". Er hatte nämlich mehrmals geblättert in jenen literarischen Erzeugnissen, die ich im Waldhause als Knabe hervorgebracht und reichlich mit „Illustrationen" versehen hatte. Ich gestehe, daß ein gewisses Geschick in mir war, mit Bleistift oder Feder allerlei Bildchen zu zeichnen und sie dann mit Wasserfarben zu bemalen, was durch kleine, aus eigenem Haupthaare verfertigte Pinsel bewerkstelligt wurde; aber daß diese meine „Kunstwerke" in Hamerling's Lebensbeschreibung ausdrückliche und fast ernsthafte Würdigung fanden, hat mich doch ein wenig überrascht. Als ich später aber Gelegenheit hatte, Einsicht in seine Zeichenmappe zu nehmen, da begriff ich, daß meine Bilder ihm imponiren konnten. Ich habe von einem erwachsenen Menschen

wohl selten so unbehilfliche, geradezu kindliche Handzeichnungen gesehen, als von unserem Dichter. Dieselben könnten allenfalls von einem müßigen Maurergesellen oder von einem launigen Schuhmacher stammen, wenn nicht sehr deutlich des Künstlers Namenszug dabei stünde und nicht mit seiner Schrift der Gegenstand erläutert wäre. Gegenstand der mit Feder gezeichneten und mit Bleistift straffirten Bildchen ist stets seine liebe Mündel Bertha. So ist dargestellt, wie Hamerling gravitätisch mit dem kleinen Mädchen spazieren geht, wie das Kind von der Schule kommend aussieht, wie es als siebzehnjährige, züchtige Jungfrau zu schauen sein wird, und auch das Porträt des künftigen Bräutigams fehlt nicht. Alles höchst einfältig, ohne Spur von Schattirung oder Perspective, ich glaube, die Figuren stehen sogar in der Luft. Die Auffassung ist geradezu rührend kindlich und die Formen und Verhältnisse sind derart verzeichnet, daß man anfangs glaubt, er habe dem Kinde zuliebe und sich zum Scherze Caricaturen zeichnen wollen. Doch sehr bald wird dem Beschauer klar, daß es dem Künstler furchtbarer Ernst damit gewesen, gute und ähnliche Bilder zu erzeugen, und daß ihm das Können leidig im Stiche gelassen. Um diese Bildchen, die einst im Hamerling-Museum eine höchst interessante Nummer sein werden, am besten für die Leser zu charakterisiren, darf ich nur bitten, sich an die Kreidezeichnungen

zu erinnern, die auf den schwarzen Tafeln der Volksschulzimmer in den Zwischenstunden zu Stande kommen.

Auch kleine Schnitzereien von Baumrinden sind vorhanden von seiner Hand. Eines Tages war er mit Bertha in den Mariatroster Wald gegangen, um auf Wunsch des Kindes eine wunderthätige Alraunwurzel zu suchen. Da eine solche trotz alles Umherguckens nicht zu finden war, so brach Hamerling ein Stück Kiefernrinde vom Baum und schnitzte daraus mit dem Taschenmesser eine wunderthätige Alraunwurzel. Die Einfalt dieser Bildnereien wirkt herzbewegend auf den Beschauer, wenn er sich erinnert an die gewaltige Gestaltungskraft, an die glühende, sinnberückende Farbenpracht, die in dem Dichter des „Ahasver in Rom" und des „Königs von Sion" sich geoffenbaret hat. Die bildende Kunst hat er nirgends bevorzugt. In seiner Wohnung war zwar manches Bild, an das sich persönliche Erinnerungen knüpften, aber kein eigentliches Kunstwerk. Auch an den illustrirten Ausgaben seiner Werke zeigte er keine besondere Freude, wie auch konnte seine Phantasie an derlei Genüge finden! Am meisten befriedigten ihn Thumann's Zeichnungen zu seiner Dichtung „Amor und Psyche", an denen ihm das Ideale und Liebliche gefiel.

Mehr Sinn als für bildende Kunst, hatte er für Musik. Mit Musik beschäftigte er sich gerne und häufig, doch war er darin Autodidakt. Er lernte die Noten, er

lernte, abgesehen von geringer Beihilfe in der Jugend, das Clavierspielen fast ganz durch sich selber. Auch die Geige verstand er einmal zu handhaben. Er spielte Beethoven, Bach, Mendelssohn und vor Allem Chopin, der sein besonderer Liebling war. Manchmal, wenn ich bei ihm eintreten wollte und ihn drinnen spielen hörte, horchte ich ein wenig vor der Thür. Leicht sprang er von den Noten ab und kam in ein Phantasiren, das manchmal lieblich, manchmal wunderlich, manchmal großartig war. Wenn man dann leise anklopfte, war es mit Allem vorbei, befangen stand er vom Clavier auf, als schäme er sich seines Spieles. Und doch hätte ich ihm für mein Leben gern ruhig und lange zugehört.

Im Frühjahr 1875 war es, als ich eines Tages vom Grabe meiner wenige Wochen früher verstorbenen Gattin in meine Wohnung zurückkehrend, vor der Thür stutzend stehen blieb. Drinnen auf meinem Pianino ertönte das Weihnachtslied: „Dies ist der Tag von Gott gemacht.“ Es war das Letzte gewesen, was meine Frau gespielt hatte, und nun klang es genau wieder so, mit derselben frommfreudigen Innigkeit .... Wer konnte das sein? — Heftig begann mir das Herz zu pochen, und als ich die Thür öffnete, saß am Pianino Robert Hamerling.

„Es war ihr Lieblingslied!“ sagte ich, ihm die Hand reichend.

„Ich habe eine Wunde aufgerissen," entgegnete er leise, „verzeihen Sie mir, die Noten waren aufgeschlagen."

„Bitte, spielen Sie es noch einmal. Ich möchte es immer wieder hören."

Da war es das erste- und letztemal, daß er mir vorspielte. Es dauerte aber nicht lange. Ich vermochte meine Rührung nicht zu bezähmen, da brach er plötzlich ab, trat ans Fenster, um sich unbemerkt die Augen trocknen zu können. Dann sagte er, tief Athem schöpfend: „Ja, die Musik! — Kein Wort und kein Bild führt uns Vergangenes und Verlorenes so klar und lebendig wieder vor die Seele, als die Musik."

„Musik schläfert Kinder ein, Musik weckt Todte auf. Es hat einen tiefen Sinn, wenn es heißt, daß am jüngsten Tage nicht durch einer Stimme Ruf oder durch das Krachen des Donners, sondern durch Posaunenschall die Todten aufgeweckt werden".

„Man spricht von einer Zukunftsmusik," bemerkte er nach einer Weile, „ich kann auch von einer Vergangenheitsmusik sprechen, das heißt von einer solchen, auf deren Schwingen man in die Vergangenheit zurückfliegt."

Seine Vergangenheit voll materieller Noth und voll von himmelstürmendem Idealismus — er dachte oft an sie. —

## Herakliusbrüder. Schreibung der Eigennamen.

In den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" erzählt Hamerling von seinem Freunde Anton Bruckner, mit dem er in Jugendjahren zur ewigen Freundschaft den Bund „die Herakliusbrüder" geschlossen hatte. Von der Schließung dieses Bundes liegt mir die Urkunde vor, ein gar merkwürdiges Schriftstück, welches den Idealismus und die Sehnsucht nach geistigen Thaten und Ruhm der beiden jungen Männer so vortrefflich kennzeichnet, daß es hier Platz finden soll.

„Contract.

Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn,
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgeh'n
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.

Goethe.

Die Unterzeichneten, da sie beyde als Freunde sympathisch nach einem hohen Ziele streben, von dem ge-

meinschaftlichen Wunsche beseelt, das Lob der Nachwelt zu erringen, und es mehr als Alles fürchten, ruhm- und spurlos in das Dunkel des Todes und der Vergessenheit hinabzusinken, von einem frühzeitigen Tode jedoch für ihre Wünsche und Pläne das meiste befürchten zu müssen glaubten, haben, um die bösen Wirkungen einer so traurigen Störung nach Kräften zu mindern Folgendes bei dem Genius ihrer Freundschaft sich zugeschworen am Tage des heil. Heraklius, den 11. März 1846:

Wenn Einer von ihnen im Jugendalter mit Tod abginge, ohne bevor seinen Ruhm fest gegründet zu haben, so ist der Hinterbliebene verpflichtet, den literarischen Nachlaß des verblichenen Freundes sammt einer Biographie desselben mit seinen eigenen Schriften ans Licht zu fördern, ihn würdig zu feiern, auf jede Weise zu streben, den Ruhm des Bruders mit dem eigenen zu vereinigen und der Nachwelt ans Herz zu legen, daß sie dieses Bündniß ehre, und fortwährend in allen späteren Auflagen die Erzeugnisse beyder Freunde vereinigt bestehen lasse, wenn sie längst schon in besseren Regionen sich wiedergefunden.

Sie haben zu diesem Behufe sich außerdem zu folgenden Punkten vereinigt:

1. Es ist Jeder verpflichtet, dem Freunde eine gedrängte Skizze seines Lebens schriftlich mitzutheilen, um ihm die Data zum Lebensabrisse zu liefern.

2. Es hat der Hinterbliebene das vollste Eigenthumsrecht über die Papiere des Verblichenen, ausgenommen, wenn dieser mit einigen derselben eine besondere Verfügung vor seinem Tode getroffen haben sollte.

Wenn die Eltern, Verwandten, oder sonst Jemand, dessen Wille nicht zu umgehen ist, den literarischen Verlaß des Verblichenen ausdrücklich und dringend verlangten, so hat der Hinterbliebene nach Beschaffenheit der Umstände diesen Bitten Gehör zu geben und die Papiere nach genommener Abschrift zurückzustellen, doch nur dann, wenn er dafür halten kann, daß sie in die besten Hände gekommen sind. Wenn von einem Werke, Gedichte u. s. w. sich Dupplikate vorfinden, so hat der Hinterbliebene nur Ein Exemplar für sich zu nehmen und das Uebrige den Eltern, Verwandten u. s. w. wenn sie es wünschen, zur beliebigen Verfügung zu überlassen.

3. Die Contrahenten geloben, zum Andenken des Tages, an dem dieser Contract geschlossen wurde, nämlich am Tage des heil. Heraklius, sich mit dem gemeinschaftlichen Nahmen „Heraklius-Brüder" zu benennen. Jedes Jahr soll überdies an diesem Tage gegenwärtiger Contract aufs Neue abgeschrieben, und die neue Abschrift mit den Exemplaren der vorigen Jahre aufbewahrt werden, wenn keiner der Contrahenten zurücktritt, was jährlich an diesem Tage gestattet sein soll. Es haben

die contrahirenden Freunde an diesem Tage die Exemplare der vorigen Contracte vorzuweisen, sie werden jeden etwaigen Groll vergessen, den Bund der Freundschaft erneuern und übrigens diesen Tag jährlich als ein frohes, heiliges Fest feyern, mit einem Herzen voll unvertilgbarer Liebe, Treue und Sympathie.

Wien, am Gedächtnißtage des heil. Heraklius, den 11. März 1846 (Eintausend, achthundert, vierzig und sechs.)

Anton Adalbert Bruggner,
Heraklius-Bruder.

Rupert Johann Hammerling,
Heraklius-Bruder."

Also lautet der Heraklius-Contract. Robert Hamerling wäre der Mann dazu gewesen, im Ueberlebungsfalle den Verdiensten des Freundes auf das Gewissenhafteste gerecht zu werden. Allein, als in den Sechzigerjahren der Freund verschollen war, „man glaubt, daß er den Tod in den Wellen der Donau gesucht", fand sich nichts von ihm vor, was „das Lob der Nachwelt" herausgefordert hätte. Doch hat der „Rupert Johann Hammerling" sein Wort eingelöst und dem Heraklius-Bruder in den „Stationen" ein schönes und bleibendes Denkmal gesetzt.

Franz Stelzhamer hat sich einmal darüber beklagt, daß die Welt seiner Person zu wenig und seinem Namen

zu viel gebe, nämlich letzterem ein zweites m. Eine ähnliche Beschwerde konnte auch Hamerling erheben. Es war ihm keine große Freude, wenn er seinen Namen mit mm geschrieben sah; den begeistertsten Zuschriften, die seinen Namen wie: Hammerling schrieben, legte er kein Gewicht bei. „Wer," sagte er einmal, „den Namen des Dichters nicht schreiben kann, der kann auch seine Gedichte nicht lesen, oder hat kein Interesse an ihnen. Der beste Beweis einer Scheinverehrung ist das falsche Schreiben des Namens Dessen, den man zu verehren vorgiebt. Finden denn Sie nie ein zweites s in Ihrem Namen?"

„Oft genug," antwortete ich, „und bei mir haben in diesem Falle die Schreiber gar nicht Unrecht. Mein Familienname ist stets mit ß geschrieben worden. Weil es aber zu meiner Jugendzeit nicht weniger als fünf Peter Roßegger in meiner Heimatsgegend gab, wovon gar nicht einmal jeder mit mir verwandt war, und ich nicht mit diesem oder jenem verwechselt werden wollte, so brach ich zur Zeit, als mein Name anfing gedruckt zu werden, demselben das s aus. Jetzt thut es mir manchmal fast leid, den bezeichnenden Bauernnamen eines Mannes, der mit dem Roß eggt, geändert zu haben. Und ich weiß auch gar nicht, ob man das Recht dazu hat."

„Wer sich selbst einen Namen macht, der kann ihn auch schreiben wie er will," versetzte hierauf Hamerling.

„Bei mir ist ja derselbe Fall, mein Name ward ursprünglich mit mm geschrieben, ich habe aus ähnlichen Gründen wie Sie, und auch der Vereinfachung wegen, das eine im gestrichen."

Thatsächlich findet sich nicht bloß im Heraklius-Contract, sondern auch im Trauscheine der Eltern Hamerling's, sowie in seinem Taufscheine der Name: Hammerling (mit mm). —

## Literarischer Wunsch. Philosophisches Werk.

Das Gefühl des Neides, glaube ich, hat Hamerling an sich nie gekannt. Und doch sagte er eines Tages zu mir: „Um Eines beneide ich Sie wirklich. Es gehört natürlich auch zu Ihrem Glücke, das erreicht zu haben, so wie es zu meinem Unglücke gehört, für mich es nicht erreichen zu können. Ihr Verleger hat da eine billige Volksausgabe Ihrer Werke gemacht, deren gleichmäßig hübsch und handlich ausgestattete Bände sich so appetitlich lesen, daß man es immer bedauert, sie schon gelesen zu haben. Eine solche Ausgabe hätte ich auch immer bei meinen Werken gewünscht, habe sie aber nie erreichen können. Meine Bücher sind viel zu theuer, die meisten Leute, und oft gerade solche, die für Literatur noch Genußfähigkeit haben, können sie nicht kaufen. Und am Ende bleibt es

doch einer der Hauptwünsche des Dichters, ins Volk zu bringen und im Volke zu wirken."

Diese seine etwa vor sieben Jahren gethane und auch später oft wiederholte Aeußerung gebe ich heute mit besonderer Absicht wieder. Was Hamerling selbst nicht erlebt hat, das wollen wir, das will das deutsche Volk erleben: Eine billige Ausgabe seiner Werke. Dieser Dichter hat sich seinem Verleger stets so wahrhaft freundschaftlich entgegenkommend und vertrauend erwiesen, hat ihm in jeder Beziehung stets solche Vortheile gelassen, daß man fast versucht ist zu sagen, er habe seinen Verleger zum Universalerben eingesetzt. Da andererseits auch die Coulance der Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg bekannt ist, steht es wohl außer Zweifel, daß eine billige und dabei würdig ausgestattete Volksausgabe der Werke Robert Hamerling's in kurzer Zeit erwartet werden kann. Der Verlag wird seinem großen Autor mit einer solchen Ausgabe ein auch ihn selbst ehrendes Denkmal gründen im deutschen Volke. Der erhebende, stärkende und erlösende Geist, den Hamerling's Werke athmen, sollte besonders in unseren Tagen die größte Verbreitung finden. —

„Wenn ich," sagte Hamerling eines Tages, „mein wissenschaftliches, philosophisches Werk herausgebe, so werden sich die Leute wundern, daß es nicht in Versen ist. Sie werden sich sehr schwer an den Gedanken

gewöhnen, daß es diesmal nicht der gestaltende Dichter, sondern der kühle scharfe Denker ist, der zu ihnen spricht. Bei diesem Werke wird es sich nicht handeln um Schönheit, sondern um Wahrheit, um nackte, harte Wahrheit, allein der Wahrheit willen."

„Das Werk wird Jene wohl aussöhnen," bemerkte ich, „die sich bisher beklagt, daß Sie das Gute und Schöne bevorzugt haben, der Wissenschaft gegenüber."

„Glauben Sie das nicht," antwortete er. „Ganz im Gegentheil wird es heißen: Schuster bleib' bei deinem Leisten! Ich würde ihnen den Gefallen auch ganz gerne gethan haben, wenn neben dem poetischen Hamerling nicht auch noch ein wissenschaftlicher Hamerling in mir stäke, der etwas gelernt und gedacht hat und auch einmal ums Wort bittet. Ich habe über meine Welt- und Lebensanschauung, die so Manchem nicht gefallen will, Rechenschaft zu geben. Jeder hat das Recht, zu sagen, was er von der Welt denkt, was er vom menschlichen Wesen hält."

Dann fuhr er fort: „In ein Gewerbe, in eine Fachwissenschaft kann und darf freilich nicht ein Jeder dreinreden, die Philosophie aber geht den Menschen als solchen an; obwohl die Meisten sie für etwas Müßiges halten, treibt doch fast Jeder auf eigene Faust ein wenig Philosophie, es mag daher vielleicht doch nicht

allzusehr überraschen, wenn der Dichter nicht immer nur dichtet, sondern auch einmal denkt."

Das philosophische Werk, von dem hier die Rede war, ist die vor einiger Zeit erschienene „Atomistik des Willens".

## Parteisachen. Deutsche Thaten.

Als vor einigen Jahren eine gewisse Partei, gegen die wir uns ablehnend verhielten, einen Zeitungsartikel erscheinen ließ, der mir durchaus anständig, ehrlich und von bester Absicht beseelt schien, fühlte ich mich von diesem Aufsatze so hingerissen, daß ich einem Führer jener Partei meine Beistimmung aussprach zu den Gedanken, die in dem Aufsatze erörtert waren. Alsogleich schlugen sie Capital daraus, veröffentlichten meine Bemerkungen verstümmelt und führten mich in einem ihrer Wochenblätter als den Ihren auf.

„Das kann Ihnen zur Witzigung dienen,“ sagte bei solcher Gelegenheit Hamerling zu mir. „Sie sind zu vertrauensselig. Der Artikel war ja nichts als Bauernfängerei. Merken Sie sich, daß es im Parteileben kein Recht, keine Ehrlichkeit, kein Sittengesetz giebt. Alliiren Sie sich mit keiner, auch mit der Ihnen am nächsten

stehenden nicht. Wir Poeten gehören zur Gruppe der Parteilosen, und sollte sich auch diese Gruppe einmal zu einer Partei der Parteilosen verknöchern, so müßten wir sofort auch gegen sie Partei ergreifen. Der Pegasus im Parteijoche ist ein ganz gewöhnliches Pferd."

„Also sollen wir die Parteien ignoriren?" fragte ich, „sollen wir ihnen nicht manchmal ein deutsches Wort sagen?"

„Das kann uns Niemand verbieten," antwortete er. „Ich habe eins im Köcher. Warten Sie, bis mein Homunkel erschienen sein wird."

Der Pfeil im Homunkel traf, aber anders, als der Dichter geglaubt, er traf Jeden, doch selten Einer bekannte sich für getroffen, Jeder heuchelte Unschuld und that, als gelte der Pfeil dem Gegner. Das Verhältniß und das Gebaren der Lesewelt zu dieser Satire gestaltete sich so überraschend wunderlich, daß der Dichter eines Tages sang: „Ehe den Homunkel ich schrieb, da kannt' ich leidlich die Welt erst, kennen lernt' ich sie ganz, seit den Homunkel ich schrieb!" —

„Ja, lieber Freund, die Leute sind drollig!" bemerkte Hamerling einmal, „denken Sie, meine größeren Werke zusammen haben mir nicht so viel Beifall eingebracht, als ein paar nationale Gelegenheitsgedichte, die ich in letzterer Zeit verfaßt habe. Daraus ersieht man, wie leicht es für uns wäre, die Gunst der Zeitgenossen zu erlangen."

An diesen Ausspruch muß ich oft denken, wenn ich sehe, daß Hamerling gegenwärtig fast **nur** als deutschnationaler Dichter gefeiert wird. Unleugbar, er ist für uns bedeutsam als Verfasser des „Teut“, des „Germanenzug“ und anderer Gedichte nationalen Inhaltes, aber größer noch ist er als Verfasser des „Ahasver“, des „König von Sion“, des „Danton und Robespierre“, der „Aspasia“, des „Amor und Psyche“ u. s. w. Freilich sind auch diese Werke im deutschen Geiste geschrieben und bringen im Auslande als deutsche Werke das deutsche Volk zu hohen Ehren, aber das ist nicht genug heutzutage, oder besser, es ist zu viel. Man begnügt sich mit dem **Worte**: „Deutsch“. Doch das muß so oft als möglich betont werden.

„Ja!“ rief Hamerling, „deutsche Worte hör' ich, **Worte**! Doch wo bleibt der deutsche Sinn? Die deutsche That!“

Seine Dichtung war mehr als ein deutsches Wort, sie war eine deutsche That.

Eines Tages, es war im Jahre 1884, fand ich ihn sehr erregt. „In solchen Momenten,“ sagte er, „weiß man es, wohin man gehört.“

Ich verstand ihn anfangs nicht. Da hielt er mir ein Zeitungsblatt vor, in welchem eine Notiz mit Bleistift angestrichen war. Die Notiz berichtete, daß zu Paris vor dem Standbilde der Stadt Straßburg die Franzosen aus Rachgier eine deutsche Fahne verbrannt hätten.

„Wahrlich, das hitzt das Blut!“ sagte ich.

„Nicht wahr!“ gab er bei. „Aber sie mögen machen, was sie wollen. Straßburg werden sie nicht haben, Straßburg nimmermehr!“

Kurze Zeit darauf las ich sein berühmt gewordenes Straßburglied. Das Lied zündete durch ganz Deutschland, so wie fast alle seine Aussprüche und Gedichte nationalen Inhaltes. Ich muß aber, und gewiß im Sinne des Verewigten, nochmals betonen, daß die Hauptbedeutung des Genius Robert Hamerling's in seinen großen Werken liegt, die der Weltliteratur angehören und bereits in fast alle Culturſprachen übersetzt worden sind. —

## Verrohung des Zeitgeistes. Mißverstandener Nationalitätengeist.

So aufmerksam er die großen geistigen Bewegungen der Zeit zu verfolgen pflegte, so fremd stand er manchmal dem Treiben des Tages gegenüber. Also fragte er mich einmal, ob es denn wahr sei, daß ein großer Theil der studirenden Jugend antifreiheitlich gesinnt wäre?

„Von der studirenden Jugend wüßte ich das nicht zu sagen," war meine Antwort, „die nicht studirende aber giebt fast täglich schallende Beweise davon."

Hierauf sagte er: „Wie sich die Zeiten ändern! Wenn dem so ist, so glaube ich, daß Leute wie wir Zwei, auf der Welt recht bald überflüssig sein werden."

„Oder doppelt vonnöthen."

„Bilden wir uns das nicht ein. Sehr wohl würden sie sich fühlen, wenn sie der lästigen Mahner und Warner los wären, auf ein Weilchen sehr wohl. Ich mache die

Beobachtung, daß die antiliberale Presse sich wenig mit Literatur abgiebt. Die liberale Presse schreibt uns manchmal tapfer todt, die clericale und reactionäre schweigt uns todt, weil sie weiß, daß letztere Todesart die gründlichste ist. Andererseits hat die fortschrittliche Presse auch Verdienste um manches Talent, das unter der Gleichgiltigkeit der antiliberalen Blätter gewiß zugrunde gegangen wäre. Schon darum sollen sich letztere nicht wundern, wenn die literarischen Talente ihnen den Rücken kehren.“ —

Oft sah ich ihn bekümmert über die Verrohung, die im geistigen Leben der Völker wieder einzureißen droht. Dann zog der edle Idealist sich zurück zu seinen Büchern und lebte mit denselben unter Krankheit und Schmerzen ein schöneres Leben, als manch körperlich gesundes Weltkind inmitten seiner grobsinnigen Genüsse. —

Im October-Hefte des elften „Heimgarten“-Jahrganges druckte ich aus dem Schorer'schen Familienblatte ein Gedicht von Hamerling ab. Da dieses Gedicht im Familienblatte unter dem Titel „Kornblume“ erschienen war, nachher im „Heimgarten“ aber die Ueberschrift: „Ich liebe mein Oesterreich!“ trug, so wurden Stimmen laut, als hätte ein „schwarzgelber“ Redacteur des „Heimgarten“ den Titel aus eigener Machtvollkommenheit geändert. Ich nehme die Gelegenheit wahr, um diese Annahme durch folgende Karte Hamerling's zu widerlegen:

„Hochgeehrter Freund!

Gegen die Benutzung der »Kornblume« habe ich gar nichts einzuwenden; nur bitte ich, statt »Kornblume« als Titel: »Ich liebe mein Oesterreich!« darüber zu setzen. Schon im Schorer'schen Blatte wollte ich dies so geändert haben, kam aber mit meiner Willensäußerung zu spät. Mit vielen herzlichen Grüßen aus dem St.-Hause.

Ihr

R. H.

Graz, 18. September 1886."

Ich wüßte keinen lebenden deutschen Dichter, in dessen Werken der nationale Gedanke, die deutsche Gesinnung so oft zum Ausdruck gelangt, als bei Hamerling; ja, er war ein deutsch-nationaler Dichter, aber ganz gewiß nicht im Sinne einer gewissen Partei, deren Liebe zum eigenen Volke im Haß gegen andere Völker besteht. „Es kennt, wie der germanische Gedanke, das deutsche Herz auch keine Völkerschranke," sang dieser Dichter. Klar genug hat der deutsche Oesterreicher Robert Hamerling seinen nationalen Standpunkt ausgedrückt, gerade in dem: „Ich liebe mein Oesterreich!" sowie in dem allbekannten Gedichte: „Deutschland ist mein Vaterland und Oesterreich mein Mutterland", welch letzteres er dem Deutschen Schulvereine gewidmet hat. Wenn Hamerling keinen österreichischen Orden erhielt, während der deutsche Dichter

Wildenbruch für ein dem Kaiser Franz Josef huldigendes Gedicht sich eines solchen erfreut, so dürfen wir daraus noch nicht folgern, daß Hamerling kein guter Oesterreicher gewesen wäre. Man hält es eben für selbstverständlich, daß der Dichter seinem Landesherrn huldigt, was Hamerling wiederholt gethan hat. Was der österreichische Kaiser dem preußischen Dichter gethan, das hat der deutsche Kaiser unserem Dichter gegenüber freilich unterlassen, und es ist gut, daß der „Germanenzug“, der „Teut“ u. s. w. nicht durch fürstliche Decorirung in das Bereich des Tages gezogen worden. —

## Gegen den Antisemitismus.

Bedauerlich, daß in den Hader der Parteien, in welchen heute leidenschaftlicher als jemals edle wie unedle Geister hineingehetzt werden, auch der hehre Name Robert Hamerling niedergezerrt worden ist. Der Dichter hat von solchem Getriebe sein Lebtag sich fern gehalten.

Er war zwar kein Idealist im Sinne Jener, die ihn für außerhalb des Zeitstromes stehend, für einseitig und unpraktisch hielten, oder gar für nicht berechtigt, in den Fragen der Zeit mitzusprechen. Er war ein Realist in dem Sinne, daß er alle Fragen vom Standpunkte des gereiften, tiefgebildeten und gewissenhaften Menschen aus beurtheilte, ohne Leidenschaft in der Geschichte den Ursachen nachging und nach allen menschlichen Erfahrungen daraus auf die Folgen schloß. Er war ein

Idealist in dem Sinne, als er auf den endlichen Sieg des Guten glaubte, auf den endlichen göttlichen Sieg des Menschenthums auf Erden. Wer seine Werke kennt, der weiß auch, wie kindlich fromm er an diesem Glauben festgehalten. Das Parteileben war ihm der Ausdruck eigennütziger Bestrebungen im Großen; die politische Partei ist ja eine Vereinigung zur Uebervortheilung anderer Gruppen, ein Kampf um Materielles, dem zumeist die höhere ideale Richtung mangelt. Das war des Dichters Sache freilich nicht.

Vor dem Jahre 1885 ist zwischen uns kaum je einmal weder von Ultramontanismus noch von Liberalismus, weder von Nationalismus noch von Antisemitismus ein Wort gesprochen worden.

Mich hatten die Fragen der Zeit manchmal innerlich bewegt und aufgeregt; ich wußte zwar, daß auch er sie aufmerksam verfolgte, solches war ja wohl deutlich in seinem „König von Sion", „Teut", „Germanenzug", in seinen „Sieben Todsünden" zu merken. Allein, da er nie Anlaß genommen hatte, mit mir über die Bewegungen der Parteien zu sprechen, so habe auch ich es stets unterlassen, solche Dinge vorzubringen. That es mir doch so wohl, in seiner Gesellschaft allem herzversengenden Treiben des Tages entrückt zu sein.

Anders wurde das im Herbst 1885 bei den Angriffen der Antisemiten auf meine Person.

Einer kräftigen Bewegung gegen fremdgeistige Ueberwucherung auf wirthschaftlichem, literarischem und ethischem Gebiete bin ich nie entgegen gewesen, ja wer meine Schriften durchblättert, der wird finden, wie oft und laut ich gegen undeutsches Wesen, gegen Corruption, Gewissenlosigkeit und Anderes, was ja von den Antisemiten jüdischem Einflusse zugeschrieben wird, mein Wort erhoben habe. Nur zu bald stellte es sich heraus, daß die Kampfmittel und Ziele der Partei, welche in Oesterreich sich die antisemitische nannte, in mancher Hinsicht verwerflich waren. Da warnte ich die Leute einmal nachdrücklich vor der Gefahr, in dieselben Fehler und Laster zu versinken, die sie angeblich ja an den Juden bekämpfen wollen. Die Folge dieser wohlgemeinten Warnung war eine antisemitische Hetze gegen meine Person, und zwar in jener verschlagenen feigen Form, der man gerichtlich nicht beikommen kann.

Eine Weile ignorirte ich die öffentlichen und anonymen Angriffe und Verdächtigungen, das ärgerte sie und man stellte mir eine Falle. In Folge einer erhaltenen, mich beschimpfenden Postkarte mit gefälschter Namensunterschrift schrieb ich eine Antwort, durch welche einer der mir bekannten Verdächtiger sich beleidigt fühlte. Man forderte mich, während sie die Verleumdungen versteckt und offen fortsetzten, zu einem Duell, „damit die Angelegenheit ritterlich ausgetragen werde“. Natürlich wurde der Bote von mir derb abgewiesen.

Ich war damals schwer leidend, also hatten mich diese Vorgänge doppelt tief gekränkt. Hamerling warf — wahrscheinlich durch meine Angelegenheit veranlaßt — einen prüfenden Blick auf die Bewegung, stellte sich sofort auf meine Seite, und zwar mit einer Entschiedenheit und einem Eifer, von welchem mehrere Personen, an die er deswegen herantrat, bei dem sonst so ruhigen und sanften Mann geradezu überrascht waren. In einem Briefe vom 8. September 1885 schrieb Hamerling mir:

„Man kann sich nichts »Ritterlicheres« denken, als die Kaltblütigkeit, mit welcher dieser ritterliche Herr bereit ist, sich mit einer geladenen Pistole vor den kranken Dichter R. hinzustellen und ihm, wenn's glückt, eine Kugel in den Leib zu jagen .... Es ist ein Zeichen der im Parteileben überhand nehmenden Gemüthsroheit .... Die rein menschliche Sympathie ist auf Ihrer Seite, lieber Freund. Fast rührend war es mir zu sehen, daß Sie unentwegt auch in Ihrem steirischen Sänger-Festgruß das Evangelium zu predigen fortfahren, für welches wir Poeten leben und sterben." (In jenem Festgedicht feierte ich in erster Linie den ewigen Geist, dann das Menschenrecht und das Vaterland.)

Wenige Tage später schrieb er über dieselbe antisemitische Angelegenheit:

„Auf Ehrenerklärung und Widerruf von Seite Ihrer Gegner würde ich an Ihrer Stelle nicht sonder-

lich bringen. Wer solche Dinge gegen Sie vorzubringen fähig ist, wie daß Sie Ihres »Judenzeitungsruhmes« wegen die Juden nicht scharf genug angreifen, und daß Sie »von jüdischem Schachergeiste angekränkelt«, deshalb »tief gesunken« sind, der kann Ihnen Ihre Ehre nicht rauben, folglich auch nicht zurückgeben." Damit hat er jener Sippe die Satisfactionsfähigkeit abgesprochen. Sein Brief fährt fort: „Sie sollen eben mürbe gemacht werden. Setzen Sie diesem über Sie aufgehängten Damoklesschwerte – oder vielmehr Damoklestaschenveitel — die Besonnenheit und Ruhe eines überlegenen Geistes entgegen. Ich kann nach allen meinen hier gemachten Wahrnehmungen nur wiederholen, daß Sie die Sympathie aller menschlich Denkenden in dieser Sache für sich haben, und daß Ihre Feinde Ihnen nichts anhängen können, als eine Märtyrerkrone. Uebrigens sind Sie Schriftsteller und haben die Feder zu glänzender Selbstvertheidigung in jedem Augenblick vor aller Welt.

Ihr getreuer Hamerling.

Graz, 11. September 1885."

Meine Gegner, welche näher zu kennzeichnen hier nicht der Platz ist, spielten alle ihre Karten aus, auch die falschen; anstatt ich sie, verklagten sie mich; freilich gerechtfertigt ging ich schließlich hervor, doch werde ich jene Tage schwerster Kränkung nie vergessen. Damals schrieb mir Hamerling den folgenden Brief:

„Mein lieber Freund!

Die Geschichte Ihrer Leiden seit Monaten ist ein interessanter Beitrag zur Leidensgeschichte der Deutschen in Oesterreich. Ich hörte bisher nur von Mißhandlungen der Deutschen durch die Czechen, nun sieht man, wie Deutsche von Deutschen behandelt werden. Aber nun dürfen Sie erst recht nicht verzagen. Nun sage ich: Wenn Deutsche so handeln (wie Ihre Gegner), so rufe ich mit Thumelikus: »Ich bin kein Deutscher, will kein Deutscher sein!« Und wenn das deutsch gehandelt ist, so ist's besser, daß wir czechisch werden. Ich kaufe mir morgen eine böhmische Grammatik. Auf baldiges Wiedersehen!

Ihr

Hamerling.

Graz, 27. September 1885."

Seinem Winke, daß der Schriftsteller ein Schwert habe, um gegen derlei Angriffe sich kräftig zu vertheidigen, nachkommend, schrieb ich, auf meine Erfahrungen gestützt, einen ziemlich scharfen Aufsatz gegen die unredliche Kampfweise der Partei, die sich damals die „Deutschnationale" nannte. Ich gab ihm das Manuscript zu lesen, worauf er mir Folgendes sagte: „Es ist ja Alles, was Sie hier sagen, wahr, aber an Ihrer Stelle möchte ich das nicht drucken lassen. Man würde auf das Heftigste gegen Sie herfallen, und an Grobheit sind Sie solchen Leuten nicht gewachsen.

Ein Dichterherz ist zu weich und zu gut, als daß es sich in den rücksichtslosen Streit der Parteien einlassen dürfte. Ein Parteimensch kämpft in seiner Leidenschaft mit manchem Mittel, das der sittlichgebildete Mensch verschmähen muß, also kommt man ihm nicht auf. Seien Sie nicht betrübt darüber, daß Sie jetzt schweigend Unrecht leiden sollen. Die Zeit wird lehren, wer der Stärkere ist, der wüthende Parteilöwe oder der sanftmüthige Poet mit seinen Grundsätzen des Rechtes und der Sitte."

So sprach er, und der Ton, in dem er das sagte, war so über alle Beschreibung herzlich und liebevoll, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Da faßte er — er lag im Bette — meine Hand, zog mich sachte zu sich und sagte: „Haben Sie wieder Muth, mein Freund, haben Sie wieder Muth!" Und er legte seine Hand mit einer fast zärtlichen Innigkeit auf meine Achsel. So hatte ich ihn früher nie gesehen.

Später hat Hamerling mir einmal eingestanden, daß er damals Nächte lang nicht habe schlafen können vor Aufregung über mein Erlebniß. Was mir widerfahren, könne unter solchen Zuständen ja geradesogut Gustav Freytag, Paul Heyse, Anzengruber und ihm selbst geschehen, überhaupt Jedem, der nicht in das Horn dieser Partei bläst.

Als wir von einem meiner anonymen Hauptangreifer später den Namen erfuhren und es sich herausstellte,

daß derselbe ein Bekannter Hamerling's war, konnte dieser sich vor Staunen anfangs beinahe nicht fassen. „Ein sonst anständiger Mensch!“ rief er aus. „Da sieht man wieder, was Parteileidenschaft aus einem Menschen machen kann.“

Noch führe ich hier ein Gespräch aus dem Jahre 1886 (Tagebuch 29. Mai) an. Es fand statt gelegentlich der Veröffentlichung eines Aufsatzes: „Sonderbare Erfahrungen“ im „Heimgarten“. Da sagte Hamerling dem Sinne nach Folgendes:

„Sie sind ein kränklicher Mann, dessen Leben und Wirken nur Frieden athmen, der sich, seiner Familie und seinen Lesern Selbsterhaltung schuldig ist, wie konnten Sie sich nur auf einen so heiß umstrittenen Kampfplatz stellen, auf welchem Sie Tausenden von giftigen Pfeilen ausgesetzt sind! Glauben Sie ja nicht, daß Wahrheit und Recht die Gegner rührt, daß der unwiderleglichste Beweis die Gegner überzeugt. Denn das sind Gegner um jeden Preis, und je unanfechtbarer Ihr Artikel ist, desto mehr wird man Sie hassen und verfolgen. Weil man nichts Thatsächliches gegen Sie aufzubringen wußte, so hat man zur Waffe der Ohnmächtigen gegriffen und Sie mit Schimpfnamen beworfen. Jene Leute, die so groß thun mit ihrer germanischen Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit, haben Ihre Worte absichtlich verdreht, entstellt, haben Sie verhöhnt in einer

9*

Weise, wie der niedrige Pöbel höhnt, und wenn solche Leute noch einen Funken von Ehrgefühl besitzen, so werden sie sich selbst vielleicht heimlich schämen, Sie aber um so tiefer hassen."

„Es empört mich auch," sagte ich hierauf, „daß diese Bewegung unter der Flagge des Nationalismus zersetzend auf unseren Staat wirkt, nicht minder auch auf den Geist des Christenthums."

„Sie werden auch bemerkt haben, daß diese Partei die humanitäre Richtung der deutschen Classikerzeit ignorirt und dafür ihre plumpen Idole aufstellt. — Nein, wir sind zu gute Deutsche, als daß wir die den Deutschen angeborene Neigung für Menschlichkeit und sittliche Freiheit so ganz verleugnen könnten. Wir Beide sind Gott sei Dank zu unverbesserliche Idealisten, als daß wir einer in Selbstsucht fanatisch gewordenen Menge Folge leisten, geschweige ihre Propheten sein dürften. Um ihre materiellen Vortheile mögen sie sich selbst balgen mit Juden und Anderen, von denen sie in die Enge getrieben werden, nur uns Dichtern sollen sie es nicht zumuthen, daß wir zu den Leidenschaften des Tages niedersteigen; uns Dichtern sollen sie es freistellen, daß wir, wie vor- und nachher, also auch heute, nach den höchsten ewigen Zielen weisen, ohne daß sie es nöthig finden, uns dafür zu steinigen. — Trifft Sie ein Stein, lieber R., so heben Sie ihn auf, aber warten

Sie die günstige Zeit ab, ihn zurückzuwerfen. Jetzt sind Sie zu erregt. Einstweilen rächen Sie sich am besten, wenn Sie bleiben wie Sie sind und die Widersacher ignoriren.“ —

Einige Zeit nach diesem Gespräche ist das folgende Gedicht entstanden:

### An den Ritter von * * *

Von Robert Hamerling.

Zwar Juden fressen kann ich dir nicht helfen,
Zu schwach ist für die Kost mein kranker Magen;
Auch bin ich Dichter: tanzen mit den Elfen,
Mit Lerchen trillern — das will ich noch wagen;
Doch niemals werd' ich heulen mit den Wölfen,
Und nichts als meine Laute will ich schlagen.
In keinem Kampfe denk' ich mitzuboxen:
Auch nicht in dem der Esel mit den Ochsen.

Doch wie man lieber hat den Schinderhannes
Als flacher Dutzendmenschen breite Gruppen,
Lieber die Tollheit eines ganzen Mannes,
Als hundert nur am Draht gelenkte Puppen,
So füg' ich mich dem Zauber deines Bannes,
Charakterfettaug' du auf Bettelsuppen!
Ich achte dich, dieweil es zwar nicht Schlimm're
Als du bist, giebt, doch, was noch schlimmer: Dümm're!

— — — — — — — —

## Eine überraschende Mittheilung. Erbschaftssorgen.

Vor vier oder fünf Jahren war es, als Hamerling mich eines Abends rufen ließ. Er lag im Bette und bat wie gewöhnlich, wenn er mich zu sich beschied, „um Entschuldigung, daß er mich bemühen mußte“.

„Ich habe Ihnen,“ sagte er dann, „heute ein für einen deutschen Dichter merkwürdiges Geständniß zu machen.“

Diese Einleitung erweckte meine Neugierde in hohem Grade.

„Lieber Freund,“ fuhr er mit einiger Verlegenheit fort, „ich besitze ein Vermögen. Es ist größer, als es bei Poeten vorzukommen pflegt, aber es ist nicht so groß, als ob ich Operettenschreiber gewesen wäre. Nun denke ich für alle Fälle daran, mein Haus zu bestellen. Wenn ich heute mit Tod abgehe, so sind ein paar Personen

da, für die ich zu sorgen habe, die aber außerhalb der gesetzlichen Erbfolge stehen. Ich habe also ein Testament verfaßt. Nun weiß ich nicht, wo ich dieses Testament deponiren soll, daß es im Falle meines Todes sofort zur Hand ist, und da sollen Sie mir einen Rath geben."

Ich meinte, daß man ein Testament vielleicht bei Gericht niederlegen oder es einem Advocaten anvertrauen könne, und nannte ihm mehrere der Letzteren, die wir Beide persönlich kannten und achteten. Er entschied sich auch für einen solchen.

„Nach einiger Zeit kam er auf diese Sache wieder zurück. „Ich habe," sagte er, „in meiner bewußten Angelegenheit noch nichts verfügt. Bei näherem Nachdenken wurde mir klar, daß der Advocat, dem man sein Testament zur Aufbewahrung giebt, auch als Testamentsvollstrecker zu bestimmen ist. Nun erfahre ich aber, daß der Herr, dem ich vorhatte Alles zu übergeben, in neuester Zeit bei der antisemitischen Partei sich so stark engagirt hat, daß ich glaube, er würde für meine Angelegenheit weder Zeit noch Interesse finden. Wir müssen also einen Anderen suchen."

Ich wies darauf hin, daß in seiner nächsten Nachbarschaft, in dem Hause selbst, in welchem er wohne, ein Mann sei, der mir vollkommen geeignet schien.

„Ich habe schon an ihn gedacht," unterbrach er mich, „und es ist mir angenehm, daß Sie seiner er-

wähnen. Ich habe zu ihm mein volles Vertrauen und werde ihm Alles übergeben. Sie sollen davon wissen."

Hierauf weihte er mich in manche intimere Verhältnisse ein, orientirte mich über Manches, für den Fall er plötzlich sterben müsse. „Und jetzt," so sprang er auf einmal über, „jetzt, mein Lieber, erzählen Sie mir von Ihren Kindern. Bei Ihnen blüht es so trostreich nach; Sie stehen nebst Ihrer eigenen und nebst der Person Ihrer Frau in vier frischen Exemplaren fest auf Erden. Ich sollte eigentlich meinen Spruch: Die Todten allein sind unsterblich, dahin abändern: Eheleute allein sind unsterblich. Es muß doch köstlich sein, seine Liebe, seinen Ruhm und anderes Eigenthum auf Kinder vererben zu können ohne Testament und Advocaten, ja ohne sich erst darüber entschuldigen zu müssen, daß man etwas zu vererben hat und an bestimmte Personen vererben will."

Der Mann, welcher in der nächsten Nachbarschaft mit Hamerling wohnte, in demselben Hause, nur um zwei Stock tiefer, der Mann, dem er sein volles Vertrauen schenkte und dem er Alles übergab, war der Hof- und Gerichtsadvocat Dr. J. B. Holzinger. Ich glaube, unser Dichter hätte keinen geeigneteren Vollführer seiner Bestimmungen und seines letzten Willens finden können, als diesen Mann, der seit jeher dem Dichter und dem Menschen Hamerling in wahrer Verehrung zugethan gewesen, der dann den Nachlaß bis ins Kleinste mit

treuester Pietät bewachte und die Verordnungen und Wünsche des Hingegangenen, soweit sie bekannt geworden sind, mitstrenger Gewissenhaftigkeit zu vollführen trachtete. Es ist bei Robert Hamerling, der ohne legitime Nachfolger und Hüter seiner Interessen sterben mußte, dessen Name und geistiges Erbe in Gefahr stand, im Zanke der Parteien entstellt, freibeuterisch mißbraucht zu werden, es ist hier doppelt wichtig, daß ein ernster, objectiver und unbeugsamer Mann im Sinne des verewigten Geistes über dem Nachlasse waltet und Mitwache hält, daß des edlen Dichters Bild, so wie es war, in das Eigenthum des deutschen Volkes übergehe.

## Arme Schelme. „Dichtereitelkeit."

Eines Tages (1887) war wieder einmal die Rede von den Kritikern. Hamerling lächelte ein wenig und sagte dann: „Der echte Dichter wird sich seiner Bedeutung erst bewußt, wenn er von Recensenten dumm behandelt wird. Ich habe immer erst aus den Kritiken meiner Sachen gesehen, um wieviel ich gescheiter bin als diese Leute. Es ist nur schade, daß wir die Schwäche haben, uns wegen einer albernen Kritik unser einfaches Mittagsessen verleiden zu lassen. Wir glauben immer, sie hassen uns, wenn sie uns verreißen. Du lieber Gott, es ist ja ihr Geschäft, Alles besser zu wissen als der Meister, und Allem womöglich die schlimmste Seite abzugewinnen. Daß ein Mensch bei solchem Geschäfte geistig und im Gemüthe nicht gedeihen kann, versteht sich von selbst."

Ich merkte es ihm an, daß er über diesen Punkt noch Manches zu sagen hätte, aber er brach ab. Wir

kamen über Dichtereitelkeit zu sprechen und Hamerling sagte: „Jedem wird die Freude an seinem Geschäfte und an seinem Werke gegönnt, nur dem Dichter nicht. Wenn der Poet sich seiner Schöpfung freut, so ist das Dichtereitelkeit. Vom Dichter verlangt man, daß ihm wohl sein soll in einer Gesellschaft von Leuten, die stets an seinen Werken nergeln oder für dieselben kein Interesse haben. Man findet es sonderbar, wenn ein Dichter oder Maler oder Musiker oder Schauspieler seine Berufsgenossen oder deren Kritiker gesellschaftlich meidet und sich mit naiven Menschen umgiebt, auf die seine Werke und Leistungen wirken und die ihm Achtung und Liebe zollen. Daß der Künstler wie die Rebe Sonnenschein bedarf, um guten Wein zu geben, ist ein abgebrauchtes, deshalb jedoch nicht minder treffendes Gleichniß. Glücklich jeder Künstler, der im Leben Kreise findet, die ihn »beweihräuchern«; Weihrauch ist unserem körperlichen wie geistigen Gedeihen zuträglicher als Schwefelsäure. Am allerbesten ist freilich Jener dran, der am schlechtesten dran ist, nämlich den Krankheit und Gebrechen in seinen vier Wänden gefangen halten und vor dem Weihrauch wie vor dem Scheidewasser schützen.“

## Förmlichkeiten. Ueber Tabakrauchen und Zechen. Humor. Heimatsliebe.

Einem gemeinsamen Freunde soll der Dichter einmal geäußert haben, daß mein Benehmen ihm gegenüber manchmal so förmlich sei. Und zu mir sagte er gelegentlich: „Hochachtung? Geachtet will man von aller Welt sein, von Freunden heischt man auch ein wenig Liebe. Ich weiß nun zwar recht gut, daß mein Haupt mit den weißen Locken und den pergamentfarbigen Wangen*) eher ehrwürdig als liebenswürdig aussieht." Er brach ab. In der That, ich konnte es ihm viel zu selten bekennen, wie lieb ich ihn hatte.

„Hätten Sie mich nur gekannt in meiner Jugend," sagte er (1887) eines Tages, „da war mir kein Zaun zu hoch und kein Muthwille zu groß, und selbst heute noch, wenn mein Leiden etwas erträglicher ist, will ich es an

*) Anspielung auf eine Bemerkung, die ich einmal über sein Aussehen gemacht.

Bummelwitzigkeit mit manchem Jungen aufnehmen. Tanzen? Warum denn nicht! Und denken Sie, ich habe sogar einmal Tabak geraucht." Als er merkte, wie dieses Bekenntniß mich wirklich überraschte (denn es war unmöglich, mir in seinen klassisch schönen Gesichtsformen einen Cigarrenstängel, oder gar eine Tabakspfeife vorzustellen), setzte er bei: „Einmal habe ich eine Geliebte gehabt, die behauptete: Wenn ich rauchte, so sei es ihr nicht anders, als sähe sie in der Kirche einen Heiligen Tabak rauchen."

„Ausgezeichnet!" rief ich lachend.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „und wäre es Ihnen nicht auch unangenehm, von Ihrer Geliebten für einen Heiligen, anstatt für einen sündigen Menschen gehalten zu werden?"

Derlei Scherzworte führte er nicht selten und dabei pflegte er das Haupt mit dem geistsprühenden Gluthauge munter in die Höhe zu halten.

Das Eine hätte ich gewünscht, ihn einmal bei einem Glase Wein zu sehen. Doch ein frohes Zechen lag ganz außerhalb seiner Art. In den einundzwanzig Jahren unserer Bekanntschaft sah ich ihn nicht ein einzigmal einen Tropfen trinken oder einen Bissen essen. Er betrieb die Ernährung mit einer Art Schamhaftigkeit, und wenn man ihn zufällig bei einer Mahlzeit überraschte, so stand er auf und war nicht zu bewegen, weiter zu essen. So

vertraulich er sonst mir gegenüber zu sein pflegte, wenn es sich um Geistes- oder Herzensdinge handelte, in seinem äußeren Verkehr ließ er eine gewisse Höflichkeit nie aus dem Auge, und wenn er Einen dadurch im Banne der Förmlichkeit festhielt, so durfte er sich eigentlich nicht ernstlich darüber wundern, daß man ihm mit gewissen Förmlichkeiten entgegnete.

Darum sagte ich einmal zu ihm: „Ganz kennen lernen würden wir uns erst, wenn wir zusammen eine Flasche Wein ausstechen könnten.“

„Das Kranksein ist mein Schutzengel,“ antwortete er, „sonst hätten Sie mich schon längst zu weiß was für Allotrias verführt. Theoretisch wäre ich gar kein Feind munterer Tafelrunde, allein diesmal ist die Theorie grün, und grau die Wirklichkeit in der Krankenstube. Ich muß schon zufrieden sein, wenn Freunde manchmal meiner flüchtig gedenken beim Glase Wein.“

Seiner gedenken! Das geschah oft in unserem Kreise, aber nicht flüchtig, sondern meist recht gründlich und voller Liebe. —

Oefter, als ich zu ihm, kam er zu mir. Weil mich das beschämte, so gestand er mir einmal, daß es ihm lieber sei, wenn er bei mir in meiner Stube sitze, als in der seinen. Bei solchen Zusammenkünften konnte er sehr gemüthlich und heiter sein, und meine Hausgenossen wunderten sich nicht selten über das Gelächter, das aus

meinem Zimmer schallte. Eines Tages, als meine Frau die neue Köchin fragte, wer denn drin sei? antwortete die Köchin: „Ach Gott, dieser Mensch mit dem langen Haar ist wieder da. Ich habe ihn nicht hereinlassen wollen, aber er ließ sich nicht fortschaffen.“ —

Leute, die Hamerling nur aus einem oder dem anderen seiner tief ernsten Werke kannten, sprachen ihm allen Humor ab. Dem entgegen habe ich erfahren, daß er einen überaus feinen, sarkastischen Humor besaß; er liebte in persönlichem Umgang dem Gespräche oft eine humoristische Würze, eine geistvolle Pointe zu geben. Sein intimstes Werk, die „Stationen“, ist ein gutes Beispiel seines scharfen Witzes, seines liebenswürdigen Humors. Aber diese Geistes- und Herzensblitze ließ er persönlich nur spielen, wenn er unbefangen war. Bei fremden Menschen konnte er eine gewisse Steifheit und Unbehilflichkeit in Gehaben und Ausdruck nicht überwinden. Ja er war in fremden Kreisen in seiner Ausdrucksweise überaus zurückhaltend, vorsichtig, fast ängstlich, daß er die gewöhnliche Umgangsform nicht verletze. Also unterschied er sich von jenen Genies, welche in Gesellschaften ihre außerordentliche Natur zur Schau zu tragen lieben, darauf hin sündigen, mit ihren Werken aber ihrer persönlich zur Schau getragenen Genialität nicht zu entsprechen vermögen. —

Sein Gemüth offenbarte sich häufig in seinen Erinnerungen an die Kindheit, an die Heimat, die er einmal mit mir besuchen wollte.

An seiner Heimat hing er mit rührender Liebe, obzwar in derselben nur wenige Menschen aus seiner Jugendzeit mehr lebten. Er kam oft darauf zu sprechen. „Die Heimatsliebe," sagte er einmal, „knüpft sich nicht so sehr an die Menschen, als an die Scholle. Ich habe ja meine Eltern mit in die Fremde genommen, und bin doch nicht frei von Sehnsucht nach dem Waldviertel. Die Liebe zur heimatlichen Scholle ist dem Poeten lebhafter zu eigen, als anderen Menschen. Sie sind auch in dieser Hinsicht ein Glückskind, daß es Ihre Verhältnisse gestattet haben, in Ihrer engsten Heimat sich eine neue Heimat selbst zu gründen, in der Sie — entgegen dem Sprichworte vom Poeten im Vaterlande — geachtet und geliebt leben können und hoffentlich ein recht hohes Alter erreichen werden. Blicken Sie einmal in die Runde, und Sie werden sehen, wie Wenigen Unseresgleichen ein solches Glück beschieden ist." —

## Uebereinstimmung. Philisterrath und Dichtermuß. Strenge Rüge. Chiffern-Scrupel.

Rührend war es, wie Hamerling — selbst in schwerer Krankheit und bis an sein Lebensende — meinen literarischen Bestrebungen die wärmste Aufmerksamkeit geschenkt hat. Zu rügen fand er, wie schon gesagt, manchmal besonders an der Form, die Austriacismen und mundartlichen Ausdrücke, deren er zu viele in meinen hochdeutschen Schriften fand. Lieber ergriff er die Gelegenheit, zu ermuntern. Beispielsweise erinnere ich mich einer Aeußerung über einen im V. Jahrgange des „Heimgarten" unter dem Decknamen E. Hirtner veröffentlichten Aufsatz: „Wahrheit oder Glück."

„Da haben Sie ja jetzt wieder einen neuen Mitarbeiter" — sagte Hamerling bei der nächsten Begegnung — „ich befürchte nur, daß der Name des Verfassers nicht ganz so redlich ist, wie sein Aufsatz." Da ich darauf schwieg, fuhr er fort: „Den Artikel können

nur Sie oder ich geschrieben haben. Da ich ihn nicht geschrieben habe, so —. Daß die Poeten," schloß er, „in diesen Dingen doch Alle der gleichen Ansicht sind!"

In der Weltanschauung, in philosophischen, religiösen, politischen und socialen Meinungen waren wir völlig eins, ohne daß Einer den Anderen hierin zu beeinflussen brauchte; ihm wie mir waren die Grundzüge angeboren im Charakter, nur daß bei ihm, dem großen, scharfen Denker und normal geschulten Mann, dieselben sich viel klarer entwickeln konnten. —

Von wohlwollenden Freunden wurde mir oft gerathen, nichts zu schreiben und drucken zu lassen, was mir irgendwelche Unannehmlichkeiten zuziehen, mir nach irgend einer Richtung Feinde machen könnte. Diese philiströse Zumuthung verletzte mich mehr, als es die öffentlichen Polemiken der Gegner gegen mich thun konnten. Einmal (1887) sprach ich darüber mit Hamerling.

„Solche Rathschläge sind auch mir ertheilt worden," antwortete er. „Die Leute können sich eben gar nicht vorstellen, daß man auch höhere Interessen haben könne als die, behaglich und unangefochten dahinzuleben. Die Herren, welche uns den Rath geben, anders zu schreiben als wir schreiben, die verlangen weiter nichts von uns, als anders zu sein, als wir sind. Das Dichterherz ist ein Vulcan, der die Gluthen auswirft. Was wir empfinden, denken, das müssen wir heraussagen. Mein

Interesse für alles das, was ich als wahr empfinde, ist so groß," schrieb er eines Tages, „daß ich es aussprechen muß, und daß gegen diesen Drang mir alle anderen Rücksichten der Welt in nichts verschwinden. — Verschweigen Sie nichts, was Sie glauben, sagen zu sollen, dann aber wappnen Sie sich tapfer gegen die Feinde, welche durch den Freimuth man sich schafft, und seien Sie darauf gefaßt, daß den Gegnern kein Mittel zu schlecht sein wird, Ihnen zu schaden." —

Strenge war er im Urtheile über den sittlichen Inhalt meiner Schriften. Manchem, der durch Vorurtheil und Nachbeten verurtheilt worden, ihn selbst für einen unsittlichen Dichter halten zu müssen, wird das sonderbar vorkommen.

Eines Tages, im März 1887, fragte mich Hamerling, ob dem zuletzt erschienenen „Heimgarten"-Hefte denn kein Unglück passirt sei? Da ich ihn fragend anblickte, fuhr er fort: „Ich habe schon mancherlei gelesen, ich habe Boccaccio, Dumas, Zola gelesen, aber etwas so Starkes ist mir noch nicht vorgekommen, als die Scene ist, welche Sie in Jakob dem Letzten, ich glaube auf Seite 419, beschrieben." Ich erschrak. „Die Scene beim Kirschenessen!" setzte er bei. „Da haben Sie sich in dem Bestreben, realistisch wahr zu sein, vielleicht doch zu weit hinreißen lassen. Realistisch wahr ist es freilich, ja, es ist wahr, seit die Welt steht und so weit es junge Leute

giebt, und wird auch wahr bleiben, aber beschreiblich ist es nicht in dieser Weise, wie Sie es gethan haben." Freilich sah ich nun ein, bei der Absicht, das Volk in allen seinen Lebensäußerungen naturgetreu zu schildern, in meiner Sorglosigkeit zu weit gegangen zu sein; doch ließ sich weiter nichts mehr machen, als in meinem Exemplare die arge Druckseite zu durchstreichen, damit sie wenigstens nicht in die bevorstehende Buchausgabe kommen konnte.

Während im „Heimgarten" die Erzählung: „Martin der Mann" lief, war er auch etwas beunruhigt über Einzelnes in derselben. Als sie voll erschienen und mit einzelnen Aenderungen versehen, wieder von ihm geprüft worden war, schrieb er mir am 11. Juni 1888: „Sie haben durch die Art der Ausführung mich mit dem Bedenklichen versöhnt, welches der Stoff für sich hatte. Diesem Romane ist der Vorzug eigen, daß — obgleich er in mancher Beziehung der Psychologie Hohn zu sprechen scheint — die beiden Hauptfiguren doch mit so meisterlicher Folgerichtigkeit gezeichnet und durchgeführt sind, daß Alles so kommen konnte und mußte, wie es kam." —

Dem „Heimgarten" war er stets warm zugethan, doch konnte es ihn ärgern, wenn man ihn für einen Mitredacteur desselben hielt, seinen Einfluß bei dem Blatte anrief, oder ihm gar in demselben anonym oder pseudonym erschienene Artikel zuschrieb. Da war einmal

ein kleines lustiges Mißverständniß. Ein ungarisches Blatt hatte aus dem „Heimgarten" ein tolles Schwänklein abgedruckt. Hamerling zeigte mir das Blatt und rief: „Da haben Sie es, jetzt bin ich ein Schwänkedichter geworden, diese närrische Geschichte soll ich geschrieben haben! Es ist unerhört, was man mir Alles anthut. Bei meinen Gedichten, wenn man sie stahl, hat man mehrmals schon meinen Namen weggelassen, bei fremden Erzeugnissen hängt man ihn an." — „Wie so?" war meine Frage. — „Da sehen Sie?" sprach er in Aufregung, „hier steht meine genaue Chiffre **R. H.** darunter." — „Ei!" entgegnete ich, „das soll doch nicht heißen: **R**obert **H**amerling, sondern **R**osegger's **H**eimgarten. Diese freibeuterischen Blätter deuten zwar manchmal die Quelle an, aber wo möglich so, daß man sie nicht errathen kann, sondern etwa auf bekannte Namen verfällt, die sich unter solcher Fassung wie Mitarbeiter des langfingerigen Blattes ausnehmen." — Er war beruhigt, doch mußte das betreffende ungarische Blatt in einer Notiz erklären, daß die Chiffre R. H. unter dem tollen Schwank nicht Robert Hamerling bedeuten könne.

## Freundschaftsdenkmal. Thörichtes Verlangen. Unentschlossenheit. Liebesbrünstige Frauen.

Seit fünfzehn Jahren etwa standen wir zusammen in dem traulichsten Verhältnisse. „Wir müssen das gelegentlich doch auch öffentlich documentiren," sagte er (1888), „damit man weiß, daß es bei uns nicht angeht, den Einen auf Kosten des Anderen zu behandeln."

Zur Zeit, als er an seinen „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" schrieb, die dann im „Heimgarten" veröffentlicht wurden, erhielt ich eines Tages von ihm die folgende bezeichnende Karte:

„Hochgeehrter Freund!

Im Schlußartikel meiner Lebensbeschreibung gebe ich auch ein bißchen Rechenschaft von meinem „geselligen Verkehr", und bei dieser Gelegenheit habe ich auch mit einigen Worten eines besonders guten Freundes gedacht. Ich hoffe und wünsche sehr, daß der Heraus-

geber des „H." von diesen wenigen Worten keines streiche, noch durch eine Redactionsnote die einfache reine Wirkung des Gesagten abschwäche. Er hat weder die Pflicht noch das Recht zu merken und zu behaupten, daß die Sache ihn angehe — kann also mit feinem Takt darüber schweigend hinweggehen und sie passiren lassen. Ich bin nach wie vor ins Krankenbett gebannt; mit um so herzlicherem Interesse und Vergnügen lese ich, wie Sie in Gottes schöner Welt umhergaukeln und sich des Lebens freuen.

Ihr

R. H.

Graz, 5. September 1888."

Dieses Schreiben bezog sich auf das, was Robert Hamerling in den „Stationen" (später Buchausgabe, I. Auflage, Seite 420—421) über unser gegenseitiges persönliches Verhältniß gesagt hat. Kurze Zeit vor seinem Hinscheiden hat er gewissermaßen Arm in Arm mich der Welt vorgestellt als seinen Freund. Also fühlte ich mich doppelt verpflichtet, dem vom Leben einst Zurückgezogenen und jetzt Abgeschiedenen, dem nur von wenigen ihm nahestehenden Personen Gekannten, nach bestem Wissen und Gewissen wahr und klar ein schlichtes Andenken zu setzen in diesen Erinnerungen.

Bald nach Veröffentlichung der „Stationen" im „Heimgarten" kam uns eine später sich wiederholende

Zeitungsstimme zu, des Sinnes, daß Hamerling seine Angelegenheiten intimster Natur zu flüchtig berührt habe. Gerade über das Intimste wünsche man die erschöpfendste Darstellung.

„Es ist doch drollig," bemerkte Hamerling darauf, „was die Leute Alles wissen möchten! Und würde Einer sich auf das Aeußerste enthüllen, wie hier verlangt wird, so wären diese Neugierigen die Ersten, die nach Befriedigung ihrer leichtsinnigen Wißbegierde laut nach der Polizei schrien gegen den indiscreten Schriftsteller, der nicht anstehe, sich und andere Personen zu compromittiren. Persönliche Intimitäten nach jeder Richtung hin gründlichst der Welt erzählen — sieht man denn nicht selbst ein, was dies für ein lächerliches, ja geradezu häßliches Verlangen ist? — Rousseau wäre ganz freimüthig gewesen, und das eben habe seine Bekenntnisse so groß gemacht, heißt es. Lieber Gott, wer da glaubt, daß Rousseau Alles gesagt habe, was ich sagen soll, der kennt den Menschen nicht. Was nöthig war, um meine geistige Entwickelung, meinen Charakter, das Werden und die Erfolge meiner Werke klar zu stellen, das und noch einiges Andere ist geschehen. Für die Befriedigung sensationslüsterner Neugierde ist nicht gesorgt worden."

Ich glaube solcher Bemerkung beisetzen zu können, daß, wenn unser Dichter seine Herzensgeheimnisse bis auf die Neige den Leuten vorgeschüttet hätte, diese davon

sehr enttäuscht sein würden. Man hat dem Verfasser des „Ahasver“ ein Leben angedichtet, wie er es nie geführt hat, nie führen konnte. Wollte man einem Poeten das gestatten, was jeder Lebemann, als zum „guten Ton“ gehörig thun zu dürfen glaubt, so würde hier überhaupt nicht weiter davon gesprochen, daran gedeutelt, darnach gefragt werden. Wenn Hamerling Conflicte zu bestehen hatte, wie wir Alle sie an uns selber kennen, so waren gewiß die Naivetät, Zaghaftigkeit und der ideale Zug seines Wesens daran hervorragende Ursache. Es wird vielleicht nicht Alles vollen Beifall finden, was der Dichter in den nachher erschienenen „Lehrjahren der Liebe“ erzählt (diese Bekenntnisse sind gewiß freimüthig genug), doch zu begreifen ist Alles vom Standpunkte seiner Natur aus.

Was die Gründung seines häuslichen Glückes anbelangt, glaube ich, daß er nicht energisch genug gewesen ist. Seine Liebesverhältnisse haben den Charakter des Zagens, das Bedenken spielte eine große Rolle. Manches Frauenherz hing an ihm mit innigster Gluth; er aber ließ immer wieder Bedenken, Rücksichten und Zweifel walten, bis die Gelegenheit vorüber war. Sein Leben, seine Herzensangelegenheiten, seine häuslichen Verhältnisse wurden bestimmt fast einzig durch energische Frauen, und zwar nicht immer zu seines Glückes Gunsten. Seine Thatkraft vereinigte sich ganz in seinem geistigen Schaffen.

Einmal bemerkte ich ihm scherzend, er sei ein Mann, der „geheiratet werden" müsse. Er antwortete mit einer fast unwilligen Handbewegung: „Sie haben leicht reden," und damit war dieses Gespräch abgeschnitten.

Häufig belästigt wurde Hamerling von der Zudringlichkeit fremder Leute weiblichen Geschlechtes. Da lasen sie seine ungestillte Sehnsucht nach Schönheit und Liebe und wollten beispringen, aushelfen. Wenn ein Vogel von Liebe singt, da kommen die Weibchen gerne heran, auch solche, die nicht gemeint und nicht gerufen sind. Mancher Poet wird also mißverstanden, und wörtlich, persönlich genommen wird sein Ausdruck allgemeiner Stimmungen des Menschenherzens. Ich habe Weiber gesehen, die der Persönlichkeit Hamerling's vollkommen, manchmal hundert und noch mehr Meilen weit fern standen, die ihn außer im Bilde nie gesehen, außer in seinen Dichtungen nie sprechen gehört hatten und die von einer Art Liebesraserei für ihn erfüllt waren. Da kamen sie denn geflogen, die schwärmerischen, duftigen Briefchen, die getrockneten Rosen und Vergißmeinnichte, die Handstickereien und Federzeichnungen, selbst Haarlocken dabei, welche unter Tauschbedingung gegeben wurden, und die Angebote von Besuchen und Stelldichein, von Wärterdiensten, unter den Schwüren, daß sie ihr Leben und Blut für ihn lassen wollten! Mancher Singvogel geht auf solche Leimspindeln; von Hamerling darf

wohl gesagt werden, daß er für derlei zu ernst und zu gewissenhaft war, doch konnte und wollte er nicht immer mit der nöthigen Entschiedenheit, ja Herbheit abbrechen, die bei der standhaften Schwärmerei solcher Verehrerinnen nöthig gewesen wäre. Noch in den letzten Wochen seines Lebens konnte er sich der Gunstbezeugungen fremder Verehrerinnen kaum erwehren, und eines seiner allerletzten Gedichte galt in bitterer Ironie solchen Anbeterinnen, die eingeladen werden zu einem Tänzchen auf seinem Grabe. —

„Es bestürmt — o Ironie des Geschicks! —
Mit sehnsuchtsvollem Gestöhne
Den Poeten in seiner Matratzengruft
Brieflich eine reizende Schöne.
— — — — — — — —

O warte, Kind, jetzt bin ich krank,
Jetzt kann ich dir leider nicht helfen!
Warte, bis ich gestorben bin,
Und das Grab mir schmücken die Elfen.

Und ich auferstehe zur Geisterstund',
Und mitten im nächtlichen Schweigen,
Im Gehege des ewigen Friedens walzt
Der bekannte knöcherne Reigen.

Dann komm zu mir, du schönes Kind,
Mit Kränzen und duftigen Salben!
Dann mach' ich, heissa, ein Tänzchen mit dir
Im Mondesglanze, dem falben . . . . ."
— — — — — — — —

Hier sei noch erwähnt des geistigen Verkehrs, den Hamerling im Laufe der Zeit mit edlen Frauen gepflogen hat. Mehrmals nahm er Gelegenheit, mir zu bemerken, welch großer Gewinn für den Poeten der Briefwechsel mit einer Frau sei, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck habe. —

## Ehrengabe. Sparsamkeit.

Hamerling und ich erhielten alljährlich vom Cultusministerium eine Unterstützung für „verdienstvolle Leistungen auf dem Gebiete der Dichtkunst". Nun kam im Jahre 1887 eine Verordnung heraus, nach welcher jeder Schriftsteller oder Künstler, der das Stipendium weiter zu beziehen wünsche, um dasselbe alljährlich von neuem ansuchen müsse. Dazu konnte sich denn Hamerling nicht entschließen. „Wenn sie mir," sagte er, „den Betrag nicht als Ehrengabe zuweisen können, betteln um ein Almosen will ich nicht. Ich bin ja Hausbesitzer, ich habe auch Etwelches in der Sparcasse liegen, ich beziehe eine Pension und verdiene mir noch fortwährend Honorare, wie kann ich denn um Unterstützungen ansuchen?" Auf meine Bemerkung, daß ich in der ähnlichen Lage sei, antwortete er: „Bei Ihnen ist es doch etwas Anderes, Sie beziehen keine Pension und werden auch niemals

eine beziehen, Sie sind ganz auf Ihren schriftstellerischen Erwerb angewiesen. Sie haben eine große Familie, Kinder, die erzogen und versorgt sein wollen. Sie dürfen auf das Stipendium nicht so leichthin verzichten." Trotzdem schloß ich mich ihm an, als er betreffenderseits die Erklärung abgab, daß er nicht arm genug sei, um Unterstützungen erbitten zu müssen. Der Betrag blieb aber nicht aus, er lief von nun an als Ehrengabe ein. —

Mehrmals hatte mein Freund mich verblüfft mit Andeutungen, daß er gezwungen sei, sehr zu sparen, obwohl er ein größeres Vermögen hinterlassen werde, als ich ahnen dürfte. Wie sich's herausgestellt hat, waren im Hinblick auf seine Verpflichtungen gegen drei erwerbsunfähige Personen seine materiellen Sorgen nicht ganz unbegründet. Unter den Leuten geht der Aberglaube um, daß berühmte Dichter auch wohlhabend oder gar reich sein müßten, obschon nach alter Erfahrung Gold und Lorbeer, besonders in deutschem Klima, selten auf einem Fleck wachsen. Hamerling freute sich stets an den Vortheilen seines Verlegers und war gegen diesen überaus loyal. Was er von ihm wünschte, das war, wie schon erwähnt, eine billige Ausgabe seiner Werke in gleichmäßigem Formate, die er zwar nicht erlebte, die uns aber hoffentlich nun recht bald beschieden sein wird. Illustrirte Prachtausgaben seiner Werke schlug er nicht hoch an, das vom Verleger ihm überreichte Ehren=

exemplar der Prachtausgaben verkaufte er stets und verwendete den Erlös für den Haushalt.

Hamerling pflegte manche Kleinigkeiten seines häuslichen Bedarfes persönlich einzukaufen und wußte dabei tapfer zu feilschen. Auf eine bedenkliche Bemerkung darüber gab er mir einmal folgende Antwort: „Natürlich, Sie sind ein hoher Herr und haben das Geld zum Hinauswerfen.“ Auf meine Entgegnung, daß man gerade uns Poeten, selbst wenn wir bettelarm sind, die Wahrung unserer materiellen Interessen so leicht für übel nimmt, sagte er: „Mit Meinesgleichen würde ich nicht feilschen, aber den Kaufmann behandle ich nicht nach meinem, sondern nach seinem Maßstabe. Er müßte mich für einen Dummkopf halten, wenn ich aus Höflichkeit oder Zaghaftigkeit um meine Sache nicht reden wollte, denn er ist aufs Feilschen eingerichtet. Festgesetzte Preise, ja wohl, aber die muß der Käufer selbst zu errathen suchen. Nie wird ein müßiges Wort so gut honorirt, als beim Kaufmann. Und das mögen Sie sich auch merken, lieber Freund, wollen Sie einem Geschäftsmann als honorig imponiren, so dürfen Sie nicht etwa ein großes Epos oder ein gutes Drama schreiben, sondern Sie müssen wirthschaften und sich nach Geld umthun können.“ —

## Geschäftshaltung. Vorwurf wegen Verschwendung.

Ein scheinbar kleiner, aber immerhin lehrreicher Zug ist folgender: Eines Tages wurde Hamerling angegangen, für eine ihm ganz fernestehende Familie das Gelegenheitsgedicht zu einer Hochzeit zu machen. Er that's. Hernach kam eine Frau der betreffenden Familie zu ihm, bemerkte, daß das Gedicht gerade nicht übel gewesen sei, aber auch keinen besonderen Eindruck gemacht habe und fragte, ob es etwas koste? Der Dichter antwortete, daß selbst der reichste Bäcker sich jede Semmel bezahlen lasse, daß auch der Schuster die bei ihm bestellten Stiefel nicht umsonst liefere und daß er gewohnt sei, Leuten gegenüber, die bei Dichtern Gedichte wie Waare bestellten, sich auch dementsprechend zu benehmen. — Das Weitere soll die Frau nicht abgewartet, sondern eilends die Thüre gesucht haben.

Gelegentlich dieser kleinen Begebenheit äußerte Hamerling die Absicht, für bestellte Gelegenheitsgedichte, gewünschte Beiträge zu Festzeitungen, für verlangte Autographen und Albumblätter u. s. w. u. s. w. eine bestimmte Taxe aufzustellen; denn die Ansinnen und Betteleien gehen thatsächlich manchmal ins Ungeheuerliche. Aufgestellt hat er die Taxe meines Wissens nicht; er war in diesen Dingen weit großherziger, als er es selbst eingestehen wollte. —

Mich hielt mein großer Freund in mancher Beziehung für einen Verschwender. Das nicht so sehr wegen meiner etwas größer und behaglicher, also auch kostspieliger angelegten Häuslichkeit, die gegen seine thatsächlich ärmliche Umgebung und vollkommen anspruchslose Lebensführung — ich sage es mit Beschämung — unverhältnißmäßig abstach. Noch weniger wegen meinen persönlichen Bedürfnissen und Genüssen, die in mancher Beziehung seiner Enthaltsamkeit nicht sehr ferne standen. Er hielt mich für einen Verschwender, weil ich durch meine öffentlichen Vorlesungen zum Vortheile Anderer das Geld zum Fenster hinauswürfe. Den Einwand, daß es meinem Gefühle widerstrebe, nur zu meinem eigenen Vortheile Vorlesungen zu veranstalten, bekämpfte er mündlich und brieflich wiederholt, und freilich so treffend, daß ich ihm endlich nicht widersprechen konnte. Er sprach mir, dem Familienvater, nachgerade das Recht ab, meine

Kräfte für Andere zu vergeuden, und behauptete, daß ein Wohlthätigkeitssinn, der seiner Nächsten vergesse, um für Gesellschaften, Vereine u. s. w. zu wirken, nichts Sittliches, sondern etwas Unsittliches an sich habe. „Sie werden sich," schrieb er am 25. August 1885, „mit Rücksicht auf Ihre höheren Pflichten nach und nach wohl auch an das peinliche Neinsagen gewöhnen. Könnten wir der Welt nur dadurch etwas sein, daß wir Baarfonds vermehren helfen, so verzichten wir auf Liebe und Popularität."

Einmal schickte er mir „das Leben Charles Dickens", damit ich aus demselben ersehen sollte, wie ein Vorleser durch Vorlesereisen sich zugrunde richten könne.

## Bezähmung des Unmuths.

Sein Wohlwollen für die Mitmenschen war groß. Nie habe ich aus seinem Munde ein böses Wort über Abwesende gehört, und wenn er schon manchmal dem gekränkten Herzen Luft machen mußte, so geschah es in sarkastischer Weise, aber immer mit Maß und Achtung. Häufig geschah es, daß er Böses, so ihm zugefügt worden, vom Standpunkte des Gegners aus entschuldigte. Auch habe ich aus seinem Munde fast nie ein unbedachtes Wort vernommen, und wenn er glaubte, ein solches gesagt zu haben, so beeilte er sich, es mündlich oder schriftlich auf das gewissenhafteste zu berichtigen. Also gehörten im Verkehre mit ihm Mißverständnisse zu den größten Seltenheiten. Er ließ nichts im Schwanken, er litt keine Halbheit, er wollte klare Situation in Allem. Denen er Freund war, denen blieb er's, soweit es an ihm war, auf lebelang; Beleidigungen

konnte er leicht vergeben, aber schwer vergessen. — Oft gedachte er in unserem Gespräche der Freunde, die wir gemeinsam hatten, so des Schriftstellers Dr. Svoboda, des Componisten Kienzl, des Redacteurs Kleinert, der Dichterin Sophie v. Khuenburg, des Advocaten Dr. Holzinger, der Dichter Albert Möser, Aurelius Polzer und Anderer, und mit welchem Wohlwollen, mit welchem Behagen, wenn ihnen etwas Gutes widerfahren, mit welcher Theilnahme, wenn das Gegentheil war! —

Nur zwei Fälle sind mir bekannt, daß er mit großer Herbheit, ja mit leidenschaftlichem Zorne über bestimmte Personen sprach. Ob mit vollem Rechte, das zu verhandeln ist hier nicht der rechte Platz.

Daß er Manches an sich zu überwinden hatte, daß es innerlich oft kochte und tobte, erhellt aus einer Bemerkung. Ich hatte ihm einmal gesagt, daß ich weder Lust noch Wuth in mir stecken lassen dürfe, sondern daß ich Alles herausrufen oder herausschreiben müsse, um nicht daran zu ersticken. „Ja," antwortete er, „wir sind nun einmal so. Das Herausschreiben seines Gemüthsaffectes ist ganz gut, aber das Verbreiten desselben nicht immer. Wenn wir auch das stets verantworten, was wir sagen, so doch nicht immer, wie wir es sagen. Man soll keinen gährenden Wein und keinen gährenden Brief verschicken, sondern beides abliegen lassen. Der Wein klärt sich, die Stimmung ebenfalls,

und aus dem leidenschaftlichen Schreiben machen wir ein ruhig und würdig gehaltenes, und darum wirksames. Ja, lieber R., mir geht es genau so und ich pflege nichts in mir stecken zu lassen. Aber, wenn alle Briefe, die ich schreibe, auch abgeschickt würden, welch ein Unheil! — Man schreibe in der Leidenschaft die wüthendsten Briefe an Den oder Die, schlafe einmal darüber und stecke sie am nächsten Morgen anstatt in den Briefkasten, in den Ofen — so ist's für beide Theile am besten."

## Krankheit.
## Abneigung gegen ärztliche Hilfe und Rathschläge.

An der Schwelle der letzten Station glaube ich noch einen Rückblick machen zu sollen auf seine Krankheitsgeschichte, die er freilich selbst in den „Stationen“ näher angedeutet hat. Da aber manche seiner Charaktereigenschaften nur durch seine Krankheit, und diese vielleicht in gewissem Sinne durch seine Charaktereigenschaften erklärbar ist, so fällt der körperliche Zustand des Dichters und manche seiner gelegentlichen Aeußerungen darüber für das Verständniß Hamerling's sehr ins Gewicht. Geordnete Berichte über seine Krankheit kann ich nicht geben, das kann kein Mensch, nicht einmal der Arzt, denn er hatte keinen gehabt.

Ich habe ihn nie gesund gesehen, er war schon viele Jahre lang krank gewesen, bevor ich ihn kennen gelernt hatte. In der ersten Zeit meiner Bekanntschaft klagte er häufig über Rheumatismus und schlechten Magen. Sein Leben und seine Diät war im höchsten Grade regelmäßig

und ängstlich, und wie ich glaube, durchaus dem Zustande entsprechend. Allmählich begann er von Darmkatarrh zu sprechen, war aber zu keiner Cur zu bewegen. Im Jahre 1872 wurde ich von einer ihm nahestehenden Persönlichkeit das erstemal ersucht, ihn zur Annahme eines Arztes zu bestimmen. Ich dachte, daß das bei einem Leidenden ein Leichtes sein würde, schlug sogar selbst einen bestimmten Arzt vor, kam damit aber schön an! In einer ziemlich heftigen Weise machte er mir meinen Standpunkt klar, daß ich mich um mich selbst bekümmern möge. In einem seiner Briefe hierüber heißt es:

„Daß ich bisher keinen Arzt gerufen, hat seine guten Gründe. Ich kenne die medicinische Wissenschaft und kenne die Aerzte, ich habe mit ihnen zeitlebens die unglaublichsten, traurigsten Erfahrungen gemacht. Ich weiß genau, wann und wo ein Arzt wirklich etwas helfen kann und wo nicht. Ich kenne genau meinen Zustand und die Mittel, die man anwenden kann. Er gehört zu jenen, bei welchen die strengste Diät und rationellste Haltung des Kranken Hauptsache, medicinische Modetränklein aber überflüssig sind. Also kein Attentat mehr auf meine persönliche Freiheit, lieber Rosegger! Ich müßte es als eine Beleidigung aufnehmen.

Ihr ergebener
Hamerling.

Graz, am 1. Februar 1872."

Freilich folgte diesem Schreiben sehr bald ein weiterer Brief, in welchem er sich ob seiner Heftigkeit entschuldigte. Wie viele rührende Brieflein der Abbitte besitze ich von ihm und es war nichts abzubitten, nur vielleicht ein- oder zweimal ein Mißverständniß aufzuklären. Größeres Bedenken macht es mir, ob nicht ich ihm manchmal, aber freilich unwissentlich, wehe gethan habe.

Eine schlechte Zeit für ihn war der Sommer 1878, wie er sich überhaupt zur Sommerszeit unwohler fühlte als im Winter. Da schrieb er mir viel über sein übles Befinden, hatte aber noch die Absicht, es einmal mit dem „Krieglacher Klima" zu versuchen. Mündlich wurde sein Leiden zwischen uns fast bei jedesmaliger Zusammenkunft besprochen. Hier theile ich vor Allem nur das mit, was mir über seine Krankheit von ihm schriftlich vorliegt. Aus dem Jahre 1880 finde ich einen Brief, in welchem er mir von seinem Stiftingshause aus mittheilte, daß er an einer kleinen Rippenfellentzündung darnieder liege.

Im Mai 1880 schrieb er:

„Mein Befinden ist nach der gewöhnlichen winterlichen Erfrischung auch wieder ganz elend; das unbeschreibliche körperliche Mißbehagen, das mir die Sommerzeit immer bringt, kündigt sich diesmal ungewöhnlich früh und mit einer Heftigkeit an, die mich ängstigt. Mein Allgemeinbefinden ist sehr oft das

eines Schwerkranken und ich weiß nicht, soll ich es beklagen oder mich darüber freuen, daß der eigentliche Herd des Uebels sich noch nicht angeben läßt. Dieser Zustand lähmt meine Thätigkeit und macht allen guten Willen zuschanden. Meine Studien schreiten noch so leidlich vor, aber zum Schaffen vermisse ich die rechte, volle Kraft. Sie müssen deshalb fort und fort Geduld mit mir haben und mir auch für den Augustbeitrag (zum Heimgarten) wieder eine oder zwei Wochen Frist zugeben. Wir sprechen noch davon. Zum Schlusse tausend Dank für die »Handwerkergeschichten!« Da ich das Meiste des Inhalts schon kannte, so gehöre ich zu Jenen, für welche Sie die Vorrede geschrieben haben, und an dieser habe ich mich denn auch wirklich sehr ergötzt. Die kleine Plauderei hebt das Buch gleich anfangs in ein höheres Bereich, und was Sie da über sich und das Publicum und die Kritik u. s. w. sagen, das ist alles — mit Ausnahme der Stellen, wo Sie sich zu klein machen — herzig und sinnig und treffend.

Gott schenke Ihnen — und, wenn möglich uns Beiden — ein paar besser als wir denken ausfallende Monate im Grünen und bei mildem Sonnenschein.

Ihr treu ergebener
Rob. Hamerling.

Graz, am 21. Mai 1880."

Im Sommer 1883 theilte er mit, daß er viel an Gastricismus leide und die meiste Zeit das Bett hüten müsse. Einen interessanten Brief über seinen Zustand besitze ich aus dem Jahre 1886. Derselbe lautet:

Sehr lieber Freund!

Ich bedaure Sie, daß Sie so viel von Besuchen zu leiden haben, aber noch mehr beneide ich Sie, daß Sie es aushalten. Meine im vorigen Schreiben ausgesprochene Voraussetzung, es könne mit meinem Befinden nicht mehr schlechter gehen, hat mich leider getäuscht. Sie deuten an, daß Sie einigen guten Rath für mich in Vorrath haben. Heraus damit — aber ich fürchte, Sie werden mir auch nicht helfen können. Ich besitze eine schöne, reichhaltige Sammlung von Rathschlägen und von wunderthätigen Tropfen, die mir von theilnehmenden Personen aus Näh' und Ferne zugekommen sind. Was die Rathschläge betrifft, so sind sie in der Regel überflüssig insofern, als sie, soweit sie gut und vernünftig, mir nichts Neues sagen und eben dieselben sind, die auch ich einem Anderen geben würde, dessen Krankheit ich mir so vorstelle, wie Andere sich die meinige vorstellen. Manches davon ist bei meinen persönlichen und häuslichen Verhältnissen schlechterdings nicht ausführbar; Anderes ist längst von mir erprobt worden und ich allein weiß, wie

z. B. Reisen mir angeschlagen, wie theuer ich schon vor Jahren derlei Versuche bezahlen mußte. Das Fatalste aber bleibt, daß meine Bekannten, Besucher, Rathgeber und Tropfeneinsender nicht die leiseste Ahnung von meinem wirklichen Zustand haben — auch nicht die leiseste Ahnung davon, daß sie von meinem Zustand nicht die leiseste Ahnung haben. Was man so gelegentlich von seinem Befinden erzählt, das nimmt kein Mensch wörtlich, das halten die Leute für Redensarten, zumal da man ja immer wieder auf der Straße gesehen wird und noch kein „hippokratisches Gesicht" macht.

Bedeutend erschwert wird meine Stellung den Rathgebern gegenüber durch die Unkenntniß meiner häuslichen Verhältnisse in Betreff meines Befindens. In meinen schlimmsten Stunden fällt mir das Reden schwer und ich brauche ungestörte Ruhe. Erst wenn das Schlimmste vorüber, möchte ich gerne Solchen, die Theilnahme und Verständniß haben, mich darüber aussprechen. Aber meine Mutter ist, von ihrem hohen Alter abgesehen, selbst sehr leidend. Für die Einzelheiten und den Verlauf eines so langwierigen chronischen Leidens wie das meinige kann man eine wirklich erquickliche oder hilfreiche Art Theilnahme von der achtzigjährigen und, wie gesagt, selbst kranken Frau nicht in Anspruch nehmen.

Einen fast erheiternden Eindruck macht es mir, daß, während die Laien so voll des besten Rathes für mich sind, die Aerzte meinen Uebeln völlig rathlos und hilflos gegenüberstehen. Als ich dieses Frühjahr durch eine Gesichtsgeschwulst einen Arzt zu Rathe zu ziehen genöthigt war, unterrichtete ich denselben nebenbei auch von allem Wesentlichen meines chronischen Leidens. Er untersuchte und beklopfte mich am ganzen Ober- und Unterleibe; aber da sich herausstellte, daß der Herd des Hauptübels nicht so gelegen ist, um sich äußerlich zu verrathen, so konnte er kein bestimmtes Urtheil fällen und schloß sich meiner Ansicht an, daß eine so zweckmäßige Diät, wie ich sie beobachte, so ziemlich auch das einzige Mittel ist, das man unter diesen Umständen mit Sicherheit gutheißen kann.

Meine Lebensweise ist die geregeltste, meine Diät die vernünftigste, ich gehe so oft als nur immer möglich ins Freie, ich bringe den Sommer auf dem Lande zu. Was will man mehr? Bäder und Arzeneien helfen mir nichts. Die Frage, ob ich die heftigeren Anfälle und Beschwerden, zu welchen mein beständiges Leiden sich täglich steigert, nicht auch auf dem Sofa, statt im Bette, überstehen könnte, muß ich mit dem entschiedensten Nein beantworten. Nur völlig entkleidet und in der Bettwärme finde ich Linderung.

Mein Verhalten, so seltsam es Manchen bedünkt, ist ganz und gar das nothwendige Ergebniß des Eigenthümlichen meiner Zustände.

Das wollt' ich Ihnen einmal schriftlich geben, damit Sie es im Gedächtnisse behalten und mich vorkommendenfalls vertheidigen können.

Mit herzlichen Grüßen der Insassen des Stiftingshauses

Ihr

vertrauensvoller Freund
Robert Hamerling.

Graz, am 30. August 1886."

## „Der Schwelger."
## Einzige Labniß. Erschütternde Klagen.

Unter den zahllosen Rathschlägen über Heilverfahren, die während seiner Krankheit ihm zugingen und die ihn immer höchst unangenehm berührten, war der Brief eines Vegetariers aus Berlin, den ich erhielt mit der Bitte, ihn dem Freunde mitzutheilen. Ich that's ganz ausnahmsweise, weil die Sache zu drollig war, bereute es aber nachher. In dem Schreiben wurde der Dichter beschworen, den Genuß von Fleisch und Spirituosen aufzugeben, sich überhaupt einer mäßigen Lebensweise zu befleißigen, denn Ueppigkeit und Schwelgerei sei die Ursache aller Krankheiten. Hamerling lachte laut auf über diesen Brief, es war ein Lachen, das mir durchs Herz ging. Er war sozusagen weder Fleischesser noch Vegetarier, er genoß in schlimmen Zeiten einfach sonst gar nichts, als etwas Cacao und Wasser. Von Spirituosengenuß konnte bei Hamerling überhaupt nie die

Rede sein, selbst in seiner Jugend nicht, er war zu arm und zu ernst, um auch nur im entferntesten selbst dem Biercultus zu huldigen. Eine Zeitlang trank er des Abends zu seiner Suppe ein ganz kleines Glas Bier, eine „Schwelgerei", die er längst aufgegeben hatte. Ueppigkeit! Er, der fern aller Bequemlichkeit und Behaglichkeit, deren sich andere Kranke noch zeitweilig zu erfreuen haben, verlassen auf dem Marterbette lag! — Gut gemeint war der Rath des Berliners, und doch empörend! Wie Einer, der so gar keine Ahnung von den Zuständen und Verhältnissen hat, sich erlauben kann, da in solcher Weise drein zu reden!

Die einzige Labniß in seinem Leiden war das tägliche halbe Stündchen, in welchem die kleine Bertha, sein Liebling, und seine bewährte Freundin Frau Clotilde Gstirner, um ihn sein durften. Frau Clotilde, der er schon vor vielen Jahren in seinem schönen Gedichte „An Minona" ein Denkmal gesetzt hat, war ihm allmählich Alles geworden, seine liebevollste Pflegerin, seine Besorgerin äußerer Angelegenheiten, seine Vorleserin, seine Vertraute in literarischen Dingen. Frau Clotilde war seine rechte Hand, wie die kleine Bertha sein Augapfel war. Es wird wohl einmal offenbar werden, was dieses opferfreudige Frauenherz unserem Dichter gewesen; dann wird das deutsche Volk eine rührende Gestalt mehr zählen im Kranze seiner edlen Frauen.

Im Jahre 1888 nahm die Krankheit so sehr überhand, daß er kaum mehr aus seiner Wohnung kam. Als er das letztemal in meiner Stube war (im Herbst 1888), setzte er sich nicht mehr in seinen Lehnsessel, er klagte über Schmerzen, gab nur ein paar Bücher ab, die er entlehnt hatte, und eilte alsbald wieder fort. Als ich ihn ein Viertelstündchen später besuchte, lag er im Bette, wie fast immer, wenn er zu Hause war. Die Lage und die gleichmäßige Wärme thaten ihm wohl, andererseits wollte er Bewegung machen, frische Luft genießen, so lange es möglich war. Also konnte es geschehen, daß man ihn jetzt an seinem Krankenlager besuchte, eine Stunde später ihn auf der Gasse begegnete. Dieser Umstand trug dazu bei, daß manche Leute eine ganz schiefe Ansicht von dem Wesen seiner Krankheit gewannen und ihr nicht jene Bedeutung beimaßen, die sie hatte. Das kränkte ihn oft und er suchte bei jeder Gelegenheit sein Verhalten zu begründen, denn er wollte nicht für einen Hypochonder, noch weniger für einen Sonderling gelten.

„Sie halten mich für gesund!“ rief er einmal aus, „und verlangen von dem Kranken, was nicht einmal ein Gesunder leisten kann!“ — Er wurde nämlich selbst jetzt noch mit Gesuchen um Autographen und Stammbuchverse, um literarische Beiträge für Zeitschriften, um Gelegenheitsgedichte u. s. w., mit Bitten um Beurtheilung von Manuscripten und Büchern, mit anspruchs-

vollen Correspondenzen überhäuft. Und er wollte allen Wünschen gerecht werden.

Schon im August 1887 drückte er mir die Besorgniß aus, daß bald eine Zeit kommen dürfte, wo er nicht mehr schreiben könne, er versah mich daher im Voraus mit mehreren Artikeln für den Heimgarten. Ich theilte ihm damals die Nachricht eines Wiener Blattes mit, nach welcher Hamerling um jene Zeit in Reichenau unter den Curgästen wandelnd gesehen worden wäre. Hierauf antwortete er: „Daß ich in Reichenau umgehe, ist ein neuer Beweis, wie todt ich bin."

Am 11. Juni 1888 schrieb er:

„Auf die Augenblicke, wo ich die mir meist einzig erträgliche Rücklage im Bette mit eingezogenen Beinen verlassen und etwas schreiben kann, lauere ich jetzt Tag und Nacht wie der Jäger auf das Wild. (Diese Anfangszeilen meines Briefes schreibe ich um 2 Uhr Nachts. Gott helfe weiter!) Mein Befinden ist derart, daß ich zwar nicht Pessimist, aber verrückt oder blödsinnig zu werden fürchte. Die ununterbrochene, niemals eine wirkliche Pause gönnende Dauer jämmerlicher Beschwerden, denen schlechterdings mit keinem Mittel beizukommen ist, hat etwas unsäglich Aufreibendes, Nervenaufregendes, Seele und Leib Verstörendes."

Auf einem meiner Besuche bei ihm (im Juni 1888) äußerte er: „Am meisten Bedenken macht mir meine

manchmal zu Tage tretende Aufgeregtheit und Betäubungssucht; es liegt die Gefahr nicht ferne, daß ich wahnsinnig werde. Oft habe ich den Drang mich auszusprechen, aber ich bin allein. Ich bin ganz verlassen, nur mein Elend ist bei mir, meine Schmerzen, die nie mehr ruhen. Wie war ich im vorigen Jahre noch glücklich! Ich konnte manchmal eine halbe Stunde im Garten sein. Ich wußte es nicht, wie glücklich ich war. Lieber Freund, genießen Sie das Leben, so lange Sie können!"

## Seelenleiden. Weinender Humor. Nahendes Ende.

Nun ging es rascher abwärts. Die Winter 1887 und 1888 waren schlimm, er brachte, wie schon mitgetheilt, die meiste Zeit im Bette zu, aber immer studirend und arbeitend, jedes Stündchen verhältnißmäßiger Erleichterung ausnutzend. Da schrieb er mir — ich wohnte ganz in seiner Nähe — häufig Brieschen wie das folgende:

„In diesem Augenblicke befinde ich mich erträglich. Wenn es Ihre Zeit und Ihr eigenes Befinden zulassen, so kommen Sie jetzt zu mir."

Es waren Stunden tiefer Beklommenheit, die ich in dieser Zeit oft bei ihm zugebracht. Je seltener sein Zustand die Besuche ermöglichte, je kürzer sie sein mußten, desto mehr hatte er zu sagen, desto gesprächiger war er. An einem Schnürchen hatte er um den Hals ein kleines Packet von Papierblättchen hängen; bei diesen

Blättchen für Notizen aller Art war auch eines, auf welchem er sich die Gegenstände anzumerken pflegte, die mit mir, wenn ich kommen würde, zu besprechen waren. Manchmal hatte er nur eine oder zwei Fragen, ein anderesmal wieder eine ganze Reihe von Darlegungen und Bekenntnissen, von Besorgnissen und Anliegen, wobei er oft lebhaft und so aufgeregt wurde, daß seine Hände zitterten, daß ihm Thränen in den Augen standen. Niemals aber begehrte er einen Dienst, wie oft ich mich auch erbot, ihm Schreiber- oder Botendienste zu leisten; ja er lehnte sie auf das entschiedenste ab. Es waren Zeiten, wo er thatsächlich keinen Menschen zur Verfügung hatte, welcher ihm Postgänge und dergleichen besorgte. Erst als seine treue Freundin Frau Gstirner täglich zu ihm kommen konnte, schlichteten sich diese kleinen äußeren Sorgen ein wenig.

Seine betagte, unter der Last des Alters gedrückte Mutter wohnte im Nebenzimmer, doch konnte sie fast so selten zu ihm, als er zu ihr. Die alte Frau hatte ein starkes Herz, freilich litt sie um ihn, doch noch in erhöhtem Maße litt er um sie. Wenn es auch nicht zutrifft, was gesagt worden ist, daß Hamerling's einzige Liebe seine Mutter war, so ist es doch im gewissen Sinne richtig, daß er ihr sein Leben zum Opfer gebracht, daß die größte Rücksicht und die drückendste Sorge und die heftigsten Gemüthsbewegungen seiner letzten Jahre

der Mutter galten. So lebten die zwei Personen, jede in ihrer Art ein Charakter, nebeneinander in stillem Leide dahin.

Ich besuchte ihn sehr oft. Fremde konnten nicht mehr vorgelassen werden; bei trauten Freunden, meinte er, erlaube er sich, sie rasch zu verabschieden, wenn die Schmerzen zu arg würden. Häufig äußerte er, daß er Besuche bekomme, wenn ihm besonders schlecht sei, und wenn er sprechen und hören könne, liege er tagelang einsam da. Bisweilen mußte ich lange bei ihm sitzen, ihm erzählen, was draußen vorgehe, den Ausdruck seiner Leiden hören, der oft erschütternd war, und konnte auch wieder seine rührende Geduld beobachten, die größer und heldenmüthiger war, als sie mir je bei einem anderen Menschen vorgekommen ist. Die Gespräche, die wir in solchen wehmuthsschweren Stunden miteinander führten, sind mir in der Erinnerung ein Heiligthum. Es waren zumeist wohl persönliche Angelegenheiten, die wir behandelten. Einmal beklagte er sich, daß ich ihm von mir und meinen Arbeiten so wenig erzähle. Ich fand aber meine Angelegenheit nicht wichtig genug, um dem Schwerkranken damit lästig zu fallen, und das umsoweniger, als ich selbst ganz mit seinen Anliegen erfüllt war. Er sah sein Ende nahe und machte kein Hehl daraus. Die Sorgen um seinen literarischen Nachlaß quälten ihn, bis eine sachliche Beruhigung von meiner

Seite und ein Besuch seines Verlegers dieselben schlichtete. Oft hatte er die Befürchtung ausgesprochen, sein großes philosophisches Werk nicht mehr vollenden zu können, und immer wieder beigesetzt: „So lange muß ich leben, bis dieses Werk vollendet ist." Er arbeitete daran unter den heftigsten körperlichen Leiden.

Zum Christfeste pflegte Hamerling alljährlich der kleinen Bertha ein Tannenbäumchen aufzurichten, welches er selbst in schwerer Krankheit noch persönlich besorgte und aufputzte. Zum Weihnachtsfeste 1888 war er das nicht mehr im Stande, Frau Gstirner that es; aber als das Bäumchen fertig war, ließ er sich dasselbe ans Bett stellen, das Licht reichen und zündete mit zitternder Hand die Kerzlein an. In tiefer Wehmuth blickte er auf das jubelnde Kind hin, und in einem Tropfen seines Auges spiegelte sich der Christbaumglanz.

„Es war eine harte Stunde, diese Weihnachtsstunde," sagte er am nächsten Tage zu mir. „So weit kommt es mit dem Menschen, daß ihm nicht allein die Leiden, sondern auch die Freuden wehe thun." Er hat es nicht ausgesprochen, mochte sich's aber gedacht haben: 's ist der letzte Weihnachtsbaum gewesen.

Als ich den Freund am Vormittag des 12. Januar 1889 besuchte, fand ich ihn verzagt und düster, wie früher noch nie. Wir wissen, daß Hamerling dem edelsten Optimismus

huldigte. Umsomehr überraschten, erschreckten mich an diesem Tage die folgenden Worte. Wir hatten über Zola gesprochen, da rief er plötzlich: „Einen Materialisten nennt Ihr Zola! Einen Naturalisten nennt Ihr ihn! Oh, das ist er nicht. Zola ist Idealist, kindlicher Idealist. Er schildert die Menschen viel zu gut. Die Menschen sind unsagbar schlecht. Sie, lieber Rosegger, leben in Ihren vier Wänden still dahin und haben keine Ahnung davon, wie schlecht die Menschen sind! Die kindischen Dichter mit ihrem Glück, mit ihrer Liebe, mit ihrer Weibestreue, mit ihrer Mutterliebe! Es giebt kein Glück, es giebt keine Treue, es giebt nicht einmal eine Mutterliebe. Lassen Sie's, ich will nichts . .!" Mit der Hand winkte er mir zu gehen. Ich ging und war unaussprechlich traurig, ich sah nun furchtbar deutlich, daß dieser edle, geliebte Freund der unglücklichste Mensch auf Erden war. Am nächsten Morgen erhielt ich von ihm ein überaus warm und innig geschriebenes Briefchen, in welchem er mich um Verzeihung bat wegen der gestrigen Aufwallung. Wenn er leider im Ganzen auch Recht behalten werde, daß es keine Treue gäbe, das widerrufe er, es gäbe eine Freundestreue, welche der größte und letzte Trost seines verlöschenden Lebens sei.

In Hamerling's letzten Lebensmonaten war es, als ich einmal an seinem Bette saß. Er litt große Schmerzen, ich wollte fortgehen.

„Bleiben Sie doch, ich muß noch etwas sagen," sprach er, „blicken Sie einstweilen zum Fenster hinaus, ob die Bäume schon grünen; es wird bald ein wenig nachlassen."

Ich blickte hinaus. Die Bäume grünten freilich, aber mir that das Herz weh.

Als ich nach einem Weilchen zu ihm hintrat, sagte er ohne allen besonderen Anlaß: „Lieber Freund! Sie kennen mich. Wenn ich unrichtig beurtheilt werde, so stellen Sie es richtig!"

Sonst sprach er nichts mehr an diesem Tage. — Soweit es in meiner Macht steht, will ich seinen Wunsch erfüllen. —

Im März 1889, also wenige Monate vor seinem Tode, schrieb er, in Folge einer Anzeige, daß auch ich im Bette liege, mir den folgenden schmerzlich-launigen Brief:

„Sehr werther Freund!

Auch mir setzt der März sehr, sehr übel zu, obgleich er sich durchs Schlüsselloch zu mir schleichen muß. Es bleibt dabei: Der März — wie die Aerzte sagen — hat kein Herz. Allerdings thut der April — auch noch was er will — Und im Mai — ist auch noch nicht alles Unheil vorbei — Und im Juni —

ist's auch noch nicht immer juni und wuni — Und im Juli — ist's mitunter schon wieder gar zu schwuli — Und im August — ist auch nicht Alles eitel Freud' und Lust u. s. w. Setzen Sie das in den Heimgarten, als: »Verse aus der Vorhölle. Von einer Fledermaus«. Ach, was ist der Mensch! Ich leistete einst Besseres!

Daß Sie meine Heimgarten-Aufsätze noch immer nur in der durch die sinnentstellenden Original-druckfehler verstümmelten Gestalt und ohne die Aenderungen, die ich bei der Correctur anbringe, lesen, thut mir leid, umsomehr, da Sie vielleicht der einzige Mensch sind, der diese Aufsätze wirklich liest.

Daß Sie selber den Heimgarten mit immer schöneren und geistreicheren Prosabetrachtungen schmücken, und nicht bloß köstliche Bauerngeschichten schreiben, davon dämmert jetzt schon in den vernageltsten Köpfen eine Ahnung auf. Auf Ihr Mittel, die »Verneinung des Willens« (Erzählung im Heimgarten) zu Stande zu bringen, bin ich im Homunkel leider nicht verfallen. Man läßt sich denselben durch sein Weib verneinen! Hurrah!

Den mit Dank zurückgesandten Blättern lege ich leihweise die Nummer eines Antisemitenblattes bei mit einem Artikel, aus welchem Sie ersehen werden, wer den armen Kronprinzen Rudolf so weit

gebracht hat. Die Juden thaten's — natürlich die Juden!

Kommen Sie, sobald Ihr Katarrh vorüber ist!

Ihr

allzeit getreuer

Hamerling.

Geschrieben zu Graz am 5. März 1889, in den einzigen fünf erträglichen Minuten des Tages."

Am Charfreitag 1889 sagte er, bald nachdem ich bei ihm eingetreten war: „Ich habe gestern eine angenehme Entdeckung gemacht. Bei Ordnung des Manuscriptes habe ich gesehen, daß mein philosophisches Werk doch weiter vorgeschritten ist, als ich gedacht habe. Nun die Hauptsache desselben vollendet, darf ich ans Sterben denken."

Das war das letztemal, daß ich ihn in seinem seit einem Jahre gleichmäßig schwerkranken Zustande sah. Ich zog bald hernach aufs Land und verkehrte mit ihm nur brieflich. Doch war es in Allem fühlbar, daß die Katastrophe nahte.

In den letzten zwei Monaten seines Lebens schrieb er mir noch mit sicherer Hand eine Anzahl von Briefen und Karten. Am 5. Mai unter Anderem:

„Ich befinde mich jeden Abend zwischen 5 und 7 Uhr in einem Zustande von unbeschreiblich qualvoller Art, wo ich meiner nur halb bewußt bin."

Auf meinen Rath zur baldigen Uebersiedelung in sein Sommerhaus, antwortete er aufgeregt durch eine

Karte, das verstehe sich von selbst, daß er nicht in der Stadt bleiben werde. Und gleichzeitig erhielt ich auch ein zweites Schreiben, in welchem er mich der Bemerkung auf der schon abgeschickten Karte wegen um Verzeihung bat. In seinem übergroßen Zartgefühl hatte er befürchtet, daß er mir durch die doch so harmlose Aeußerung wehe gethan haben könnte. Er mußte, weiß Gott aus welchem Grunde, dieser Meinung gewesen sein, denn der Brief schloß:

„Grollen Sie nicht länger Ihrem ohnedies vom Schicksal schwer geprüften und gestraften Hamerling."

Einundzwanzig Jahre lang in denkbar bestem Einvernehmen, und wenige Wochen vor seinem Tode, unter den Qualen der Krankheit, im Gefühle der Verlassenheit glaubte er plötzlich, ich grolle ihm! Dies ist das einzige Unrecht, welches er mir angethan. —

Am 10. Juni theilte er mir seine Uebersiedelung ins Sommerhaus mit: „Auch eine Station, und wahrlich nicht eine der leichtesten meines Lebens." Zwei Dienstmänner hatten ihn über die Treppen in den Wagen geführt, wobei er der Ohnmacht nahe war. Als er im Wagen lehnend unterwegs die grünenden Bäume, die geschäftigen Leute sah, sagte er: „Ach, wie angenehm, so zu fahren. Nur nicht so krank, nicht so krank!" Wenige Tage später schickte er mir eine Notiz mit der Bitte, sie im Heimgarten zu veröffentlichen. In derselben theilte er mit, daß sein Zustand sich derart verschlimmert habe,

daß die Möchlichkeit persönlicher Begegnungen und Unterredung völlig ausgeschlossen sei. In Bezug auf sein Verhalten verwies er auf die Darlegungen in den „Stationen“. Die Notiz ist im Juli-Heft 1889, auf S. 799 abgedruckt. Die Gleichgiltigkeit, mit welcher damals noch Zeitungen und Publicum an dieser Notiz vorübergegangen sind, beweist, wie wenig man die nahende Katastrophe geahnt hat.

Ganz unnöthigerweise hatte ich um diese Zeit den Todtkranken mit einer unbedachten Aeußerung aufgeregt. In einem Schreiben an ihn bemerkte ich nebenbei, daß der Verleger mir seine mittlerweile in Buchform erschienenen „Stationen“ noch nicht geschickt habe. Sofort ließ er mir das mit einer innigen Widmung versehene Buch schicken und schrieb mir, sich entschuldigend, umständlich und erregt die Gründe, warum mir das Buch bisher nicht zugegangen. Diese mit Bleistift, aber doch mit sicherer Hand geschriebenen Zeilen datiren vom 17. Juni. Es ist die letzte Schrift an mich, die ich von ihm besitze.

In denselben Tagen drückte ihm gegenüber ein Freund die Verwunderung aus, daß er trotz des schweren Leidens und völliger Erschöpfung im Schreiben noch seine sichere Hand habe; seine schöne, überaus deutliche Handschrift, jeder Buchstabe wie gestochen, war sich gleich geblieben. Er antwortete: „So wird es bis zum letzten Tage sein. Ich zittere nicht.“

## Abschied. Tod.

Als nun von ihm kein Schreiben eintraf, wurde mir bange, ich fuhr am 26. Juni nach Graz und ins Stiftingshaus. Seine Mutter und Frau Gstirner fand ich in Thränen aufgelöst im Garten, sie wollten, daß ich sofort zu ihm gehe und es ihnen dann mittheile, wie ich ihn gefunden. Als ich vor ihm stand, war es mir kaum möglich, meinen Schreck zu verbergen. Mit tiefeingefallenen Wangen und Augen, lehmblaß, fast bleifarbig die Lippen und die Nasenhöhlen, sein langes, weißes Haar nach rückwärts geschmiegt, so lag er bewegungslos da. Als er mühevoll die Hand hob, um sie mir zu reichen, war sie ganz kalt, als er anhub, unter schwerer Brustbeklemmung zu sprechen, hörte ich eine fast fremde, dumpfe, lallende Stimme. An beiden Seiten seines Bettes waren Tische mit Bücherhaufen, denn jeden Augenblick geringster Linderung benutzte er noch zur Arbeit.

Da er in der Nacht ganz allein und eingeschlossen in seinem Zimmer lag und selbst im Nebenzimmer Niemanden duldete, so stellte ich ihm das Unzweckmäßige dieser Anordnung vor. Seine Antwort war, er wolle Ruhe haben, hätte keine Salben und Pflaster nöthig und könne sich schon noch allein behelfen. (Erst in der letzten Zeit durfte der Pächter von Hamerling's kleiner Landwirthschaft, Franz Hirzer, ein braver williger Mann, im Nebenzimmer weilen und ihm behilflich sein. In den allerletzten Nächten konnte auch Frau Gstirner in seinem Zimmer wachen.)

Da es darauf ankam, seine Schmerzen zu lindern, so wagte ich etwas, das man vor ihm kaum mehr zu wagen den Muth hatte. Ich bat ihn mit gefalteten Händen, einen Arzt rufen zu lassen. Glaube er schon, daß der Arzt nicht helfen könne, so gebe es doch schmerzstillende, beruhigende Mittel. Die körperlichen Schmerzen, antwortete er mit einer Thräne im Auge, seien ja nicht die Hauptsache. Ich wußte wohl, was er damit sagen wollte. — Nun suchte ich ihm von einer anderen Seite beizukommen und bat, er möge einen Arzt wenigstens zur Beruhigung für seine nächste Umgebung nehmen, er möge an die Rath- und Trostlosigkeit der zwei Frauen denken. Auch sei er es der Oeffentlichkeit schuldig, damit man nicht sagen könne, es wäre anders, wenn er aus Eigensinn nicht die ärztliche Hilfe abgelehnt hätte. —

Ich erschrak selbst, als es so herauskam, denn ich wußte, wie aufgeregt er bei diesem Thema zu werden pflegte. Diesmal aber hatte er nur ein bitteres Lächeln. „Die Oeffentlichkeit!“ sagte er. „Sagen Sie den Leuten, die sich um mich zu kümmern die Güte haben, ich ließe sie grüßen und sie möchten mich für keinen Sonderling halten und auch für keinen Dummkopf, der aus Eigensinn zugrunde geht. Ich weiß bestimmt, daß Aerzte mir nichts nutzen können, und kommt die Stunde, wo ich glaube, daß der Arzt angezeigt sei, so werde ich ihn rufen lassen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“ Das war Alles, was ich ausrichtete. Noch fragte er mich um mein Befinden, um meine Arbeiten, um den Heimgarten, dem er für die nächsten Hefte Beiträge zusicherte. Ich merkte, daß jetzt mehr Lebenshoffnung in ihm war, als früher. Während der letzten Wochen seiner Krankheit mußten seine Kleider, selbst Stiefel und Hut, immer neben dem Bette bereit sein, als wolle er jeden Augenblick aufstehen und ausgehen. Kleine Schäden an seinen Kleidern pflegte er früher selbst auszubessern, zu solchem Zwecke hatte er bei seinem Bette ein Nadelkissen mit Nadel und Zwirn am Schnürchen hängen. — Bei diesem meinen Besuche vertraute er mir in fast geheimnißvoller Weise, daß sein Zustand sich gewendet habe. Ich deutete das einen Augenblick lang in günstigem Sinne.

Er sprach dann von seinem wissenschaftlichen Werke, von neuen Ausgaben und Büchern, die er im Plane habe und von Gedanken und Gedichten, die ihm fortwährend im Kopfe umgingen. Aber oft mußte er das Gespräch vor Erschöpfung unterbrechen, bis ich eine solche Pause wahrnahm und mich verabschiedete, um ihn nicht weiter anzustrengen. Ich war ziemlich tapfer und ließ nichts merken davon, was ich bei diesem Abschiede empfand. Zu den Frauen in den Garten zurückgekehrt, merkten sie es wohl an meinem Aussehen, wie hoffnungslos ich das Krankenzimmer verlassen hatte.

Eine Woche später, am 4. Juli, war ich schon früh Morgens am Stiftingshause. Ich hatte nicht die Absicht, durch mein wiederholtes Erscheinen ihn zu beunruhigen, aber die Frauen ließen ihm meine Anwesenheit melden. Er bat mich zu sich hinein. Ich fand ihn wie acht Tage früher, doch schien er noch gesprächiger, und als er meine Hand ergriffen hatte, hielt er sie lange fest, was sonst nicht seine Art war. Die Gegenstände, die er besprach, waren so aufregender Natur, daß ich sie gerne abgebrochen und, um seine erschütternden Gemüthsbewegungen zu vermeiden, ihn allein gelassen hätte. Allein er hielt mich fest an der Hand und erging sich mit oft schluchzender Stimme in der Klage über sein unglückliches Leben. Endlich sank er dahin und schwieg. Ich suchte diesen Augenblick zu benutzen und mich zu verabschieden, da

hauchte er: „Warten Sie noch ein wenig. Ich bin erschöpft und werde mich bald erholen. Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen."

Also saß ich ihm gegenüber und sah ihn an. Er lag mit geschlossenen Augen wie eine Leiche da; mir wollte die Beklommenheit das Herz abdrücken. So währte es etwa fünf Minuten, da öffnete er sein müdes Auge, hob die Hand nach der meinen und sagte: „Lieber Rosegger, so müssen wir voneinander scheiden. Leben Sie wohl!"

Das war an mich sein letztes Wort gewesen. — Ich taumelte hinaus und reiste fast betäubt zurück auf meinen obersteirischen Landsitz.

Am 10. Juli erhielt ich von seiner Mutter die Depesche: „Bitte schnell zu kommen." Ich eilte ins Stiftingsthal. Schlimme Anzeichen waren eingetreten, die Frauen baten mich, es noch einmal zu versuchen, ihn für einen Arzt zu bestimmen. Ich wagte es aber nicht mehr, ihm mit diesem Ansinnen neuerdings vor Augen zu treten, ganz überzeugt, daß die dabei unvermeidliche Aufregung ihm weit mehr schaden müßte, als bei der vorgeschrittenen Krankheit selbst der beste Arzt noch nutzen konnte. Ich ging nicht mehr zu dem Kranken hinein, sondern ließ ihm nachher meinen Gruß überbringen. Er winkte nur mehr matt mit der Hand. Ruhe! das war das Einzige, was er noch wollte.

Hierauf eilte ich zu einem ihm persönlich näher bekannten Arzte mit der Bitte, daß derselbe täglich — ohne aber bei dem Kranken einzutreten — ins Stiftingshaus zu den Frauen gehe, sich über seinen Zustand berichten lasse und Verhaltungsmaßregeln gebe. — Das konnte nur dreimal geschehen.

Am 13. Juli Morgens erhielt ich in Krieglach das Telegramm:

„Er ist seit 10½ Uhr Abends im Todeskampf." Drei Stunden später die Nachricht: „Hamerling todt."

## Sursum corda!

„Habt nur noch ein bißchen Geduld! Adieu!“ Das war eines seiner letzten Worte gewesen. Er sagte es zu Frau Gstirner und der kleinen Bertha. — Er war bis zu seiner letzten Stunde unendlich bedürfnißlos, anspruchslos. Am 12. Juli, den ganzen Tag über hatte er sich wohler gefühlt, hatte laut und wieder deutlich gesprochen, hatte geschlafen und etwas Nahrung zu sich genommen. Wiederholt hatte er sich in diesen letzten Wochen Briefe und Zeitungen aus dem Waldviertel vorlesen lassen; in dem Sterbenden regte sich heiße Sehnsucht nach der Heimat. Und zugleich wieder Lebenshoffnung. „Meinen sechzigsten Geburtstag,“ äußerte er zu Frau Gstirner, „den werde ich doch erleben.“ Am Abende des 12. Tages im Juli, nachdem er um noch ein bißchen Geduld gebeten, fiel er in Agonie, nach deren neunstündiger Dauer sein Leben ruhig ausgeloschen ist.

Bei ihm waren in der Todesstunde seine alte Mutter, Frau Gstirner und die zwölfjährige Bertha. Erst nach eingetretenem Tode kam auch der Arzt ins Zimmer, um seinen Patienten also das erstemal zu sehen.

Aufgebahrt haben sie ihn in seinem Sterbezimmer. Sein Antlitz war schön und mild, fast jugendlich schien es am ersten Tage der Bahresruh'. Er lag in einfachem schwarzen Anzuge, in den gefalteten Händen ein Kreuz, welches einst sein Vater geschnitzt hatte. Keine äußere Auszeichnung schmückte seine Leiche, kein Zeichen fürstlicher Huld, kein Doctorhut, kein Professorendiplom, nichts als des Genius göttlicher Stern über der Stirne. Das Volk kam und überschüttete die Leiche des Dichters mit Rosen.

Mir stand nach Eröffnung des Testamentes eine herzbewegende Ueberraschung bevor. In demselben hieß es unter § 5: „Meinen Freund P. K. Rosegger bitte ich, meinen Siegelring, welcher den mir am Beginne meiner literarischen Laufbahn von Graf Prokesch-Osten geschenkten türkischen Talisman enthält, und den ich viele Jahre am Finger getragen, als Andenken an mich freundlichst anzunehmen."

Nicht unerwähnt kann ich ein merkwürdiges Zeichen lassen, welches am Morgen des 13. Juli, genau um die Stunde seines Todes, in Krieglach geschehen ist. Dort vor den Fenstern meiner Stube steht eine Gruppe junger

Weißbirken. Dieselben waren wie immer so auch zu dieser Zeit frisch grün gewesen. Plötzlich, am Morgen des 13. Juli, waren an diesen Birken fast alle Blätter gelb und fielen in großer Menge ab. Mehrere dieser Blätter trug der Morgenwind zum offenen Fenster herein. Auf dem Tische lag neben anderen Büchern Hamerling's neues Buch: „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“, das er mir wenige Tage früher zugeschickt. In diesem Buche blätterte der Wind und schlug jene Seite auf, wo von dem Siegelring mit dem Talisman die Rede ist. Ich warf vorübergehend einen Blick darauf, ohne eine Ahnung zu haben, daß mir hier der letzte Gruß meines großen Freundes angekündet worden. — Wenige Stunden später erhielt ich die Todesnachricht.

Die gelben Blätter waren zur Erde gefallen, die Birken grünten wieder und blieben frisch bis in den späten Herbst. Viele meiner Ortsgenossen haben die seltsame Naturerscheinung an diesen Bäumen mit Verwunderung gesehen, Keiner hat sie erklären können. —

Am 15. Juli haben wir ihn zu Grabe getragen, und zwar um die heißeste Nachmittagsstunde, da man eine spätere Stunde nicht zur Verfügung gestellt. Trotzdem fand sich eine große Menschenmenge ein, viele Kränze gab's, auch verschiedene Körperschaften waren vertreten. Im Ganzen aber haben sie keinen Wunsch dieses Dichters je so buchstäblich erfüllt, als seinen letzten: ein einfaches

Begräbniß. Erst später ist es mir klar geworden, wie so recht bescheiden das prächtige Graz und die schöne Steiermark sich aller Kundgebungen zu enthalten weiß, wenn ein großer deutscher Dichter ins Grab gelegt wird. Das Einzige, was, außer einer schwungvollen Rede des Vorstandes der Grazer „Concordia", dieses Begräbniß von gewöhnlichen Bestattungen unterschied, war eine Abordnung aus der Heimat des Dichters, deren Sprechwart am Grabe rührende Worte der Liebe und Verehrung gesprochen.

Nie noch ist mir der Umschwung der öffentlichen Meinung so deutlich vor Augen getreten, als gelegentlich des Todes Hamerling's. Der Bestgescholtene, durch Ohrenbläsereien Verleumdete, durch die Kritik Mißachtete, war nun, mit einer einzigen Ausnahme, auch öffentlich das geworden, was er in Wirklichkeit immer gewesen: ein großer Dichter, ein edler Menschenfreund, ein heldenmüthiger Dulder. Hamerling war nicht so hochmüthig gewesen, um sich über die Meinungen seiner Mitmenschen leicht hinwegzusetzen, er fühlte sich zu innig verwachsen mit den Menschen, er hatte sie zu lieb, als daß ihre Bosheiten ihm nicht hätten wehe thun, ihre Anerkennung ihn nicht hätte beglücken sollen. Darum hätte ich gewünscht, es wäre jener Grad von Hochschätzung und Wohlwollen, der aus den Nekrologen sprach, ihm schon bei Lebzeiten zu Theil geworden.